Die Christliche Welt

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 9 Marburg i. H., den 2. März 1922 36. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 20 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 7,30 Mark, Ausland 12,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 2 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 1,50 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Schweigen — Das Geheimnis der Auferstehung Jesu (Hoffmann) — Der neuentdeckte Overbeck. Schluß — Ein Volk, das nicht sterben kann — Monatliche Chronik. Vom vorigen und vom neuen Papst — Verschiedenes: Osteuropa und wir (Sauer u. A.); Die Sehnsucht des Ostens (Kroeker); Im Lande des Blutes und der Tränen (Künzler); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Schweigen

Matth. 27, 11—14

Schweigen. Bei dem Wort steht vor unserm inneren Auge ein kleines, altes Schlößchen, dem Jagdschloß Grunewald ähnlich und doch wieder ganz anders. Auf einem Berge im schönsten Laubwald liegt es, versteckt und einsam. Es ist so still dort, daß man meint, die Vögel zu verstehen, deren Sang aus den Baumkronen dringt, und das einzig Schwatzende ist dort das Brünnlein im Hof.

Im Treppenhaus aber klingt nur das hauchzarte Klagen einer unsichtbaren Geige.

Und gar erst in der Stube mit dem geschnitzten Kronleuchter, dessen blaues Männlein den Finger auf den Mund legt: Schweigen! Da liegt im alten breiten Himmelbett das blonde, gemarterte Mägdlein, und nur ihre großen, bangen Augen sprechen mit dem ernsten Engel, der bei ihr steht, eine Dornenrosenkrone in den Händen, davon ein süßer Duft ausgeht und ein lichter Schein.

Wo immer auf Erden echter Adel litt, da litt er schweigend. „Lerne leiden, ohne zu klagen!"

Ach, wenn wir, wenn Deutschland doch endlich lernen wollte, daß uns Schelten und Klagen nicht ansteht! Lasset uns aufsehen auf Jesum!

Man sagt wohl, Deutschland stehe jetzt am Schandpfahl, spricht von Deutschlands Golgatha. Nun, es mag gelten, wurden an jenem Tage doch außer dem heiligen Sieger und Herrn der Welt noch zwei arme Schächer gekreuzigt. Aber wie litt denn Jesus? Schweigend! Als es so weit gekommen war, wie es kommen mußte, als der Gegensatz zwischen Gotteswillen und menschlicher Umkehrung seiner Gebote so scharf und so unausweichlich zu Tage trat, daß es keinen Kompromiß, keine Verständigung mehr geben konnte; als Jesus alles gesagt hatte, was ihm aufgetragen war — da antwortete er ihnen nicht mehr. Sein Schweigen war nicht Schwäche, Kraftlosigkeit, sondern stärkste Kraftentfaltung. Wen seine Rede nicht überwunden hatte, überwand sein Schweigen.

„Der nicht wiederschalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt. Er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet." „Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien." Ja, die Menschen hatten geschwiegen, wo sie hätten reden müssen, und nun, da er schwieg, schrie die ganze Natur auf in jener Stunde, als der Vorhang am Tempel zerriß. „Ich möchte dem Schweigen Altäre bauen" sagt Carlyle. Jesus hat die Welt überwunden mit seinem Schweigen. Seine Reden, nicht ein Wort könnten wir missen. Sein Reden war ja auch aus der Stille geboren, aus dem Schweigen, der Sammlung, es war kein Schwatzen.

Lest im Evangelium und lernt von ihm, wie, wann und was wir reden sollen!

Aber der große Sieg war sein schweigendes Sterben. Er überwand das Böse mit Gutem, den Haß durch Liebe. Die giftigen Pfeile prallten ab an seiner göttlichen, überlegenen Gesinnung der Güte, die das Schweigen des Kreuzes nicht unterbricht um zu fluchen, sondern um zu segnen und um Vergebung zu erbitten für seine Feinde. Diese Worte kamen aus einem stillen Herzen, und die herbe Todesnot der Gottverlassenheit, die ihn wie ein dichter grauer Schleier umwand, zwang ihm nur wenige Worte, nicht mehr fast als ein Stöhnen ab.

Und Deutschland? Und wir? Können wir auch mit ruhiger Sicherheit fragen: „Wer unter Euch kann mich einer Sünde zeihen?" Hätten wir nicht allen Grund, beschämt zu schweigen, wenn man uns verklagt? Nein, wir sind nicht schuldlos, und gerade darum können wir so schlecht schweigen. Uns fehlt die Ueberlegenheit, die Kraft zum Schweigen. Aber: In Jesu est justitia mea! So gebe auch er uns von seiner Stille, die kein erbärmlich sich Ducken, kein „zu Kreuze kriechen" war.

Und unsere Feinde und Ankläger mögen sich an die Geschichte aus Johannes 8 halten, wo Jesus ein Urteil aus dem Schweigen hob: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie". Wollen sie Christen sein, so müssen sie es wohl alle zugeben, daß sie kein Recht haben, zu richten, und uns mit Jesus allein lassen, unverurteilt, unvernichtet.

Wir aber, wir wollen uns fragen mit Chr. Morgenstern:

Hat Haß und Harm und Wahn und Sucht dich nie verführt,
Daß blind dein Arm der Flammen Flucht noch mehr geschürt?

und wollen es versuchen, nicht zu sprechen: „Das darf ich mir nicht gefallen, nicht bieten lassen".

Es ist schwer, schweigend zu dulden; Schwächlinge schaffen es noch viel weniger als eine Gottessache der Welt gegenüber ruhig und liebevoll, aber scharf und kraftvoll zu Worte zu bringen. Wer aber Jesus nachfolgen will, muß nicht nur lernen, in Liebe die Wahrheit zu sagen, sondern auch dies — schweigend und in Liebe leiden.

W A

„Das Geheimnis der Auferstehung Jesu"

Von Richard Adolf Hoffmann, o. ö. Professor an der evangelisch-theologischen Fakultät zu Wien. Leipzig, Oswald Mutze 1921. 167 S. 12, gebunden 15 Mk.

Wer heute in Deutschland sich als wissenschaftlicher Theologe zu spiritistischen Gedanken bekennt, hat einen schweren Stand; er ist einem allseitigen Mißverständnis ausgesetzt. Denn von der einen Seite glaubt man seine Gedanken als eine Art Bankrotterklärung der historisch-kritischen Schriftforschung deuten zu dürfen. Von der anderen Seite her droht ihm nicht weniger heftig die Anklage gegen diese jüngste Phase neutestamentlicher Exegese, die also nun endlich lande im spiritistisch-okkultistischen Verlag Oswald Mutze-Leipzig! — Für jede derartige Betrachtungsweise kann allerdings das Buch Hoffmanns keine eigentliche Förderung bedeuten, für sie ist es allenfalls ein „Zeichen der Zeit", betrüblich, aber symptomatisch! Wir fragen uns jedoch: Hat das Buch Hoffmanns darüber hinaus auch noch Etwas zu sagen, das unter Theologen ernst-

haft eine Besprechung verdient und vielleicht all denen, die mit den Auferstehungsberichten (und ähnlichen biblischen Texten) noch nicht fertig sind, weiterhelfen kann?*)

Was für Hoffmanns Leistung einnehmen muß, das ist der erste Teil seines Buches: „Sichtung und Wertung der Quellenberichte". Hier wird durchaus sachlich und gut der Tatbestand des Quellenmaterials geschildert und eine sorgsame literarkritische Untersuchung über die verschiedenen Berichte vorgetragen (z. B. erste Erscheinungen des Auferstandenen in Galiläa, nicht in Jerusalem; besondere Stellung des Petrus unter den Jüngern, die den Herrn sehen; Zuverlässigkeit von 1. Kor. 15, 3—11). Die Erklärungsversuche aber, die bisher gemacht worden sind, um das Geheimnis der Auferstehung Jesu zu enthüllen, lehnt Hoffmann insgesamt als unzureichend ab, also: objektive wie subjektive Visionshypothese, leibliche Auferstehung und Steinersche Lehre vom raschen Zerfall des Leichnams in der Gruft, Scheintod und Friedrich Spittas Anschauung. Wenn Hoffmann — wie mir scheint, mit guten Gründen — alle diese Hypothesen verwirft und von einer Sackgasse redet, in die das Problem geraten sei, so gibt er damit gewiß die Ueberzeugung weiter Kreise wieder. Es bleiben also zwei Fragen zu lösen: 1. Welcher Art waren die Erfahrungen, die die Jünger machten? 2. Wodurch wurden sie hervorgerufen? (S. 71.)

Darauf folgt die besondere Antwort, die nach der Einsicht in den vertrauenerweckenden ersten Teil wohl weniger rasch abgelehnt werden kann, als es bei dem geringen Kurswert des Spiritismus in theologischen Kreisen nahe liegen möchte. Hoffmann zählt in einem zweiten Teil „körperliche Neustoffbildungen" und im dritten Teil „Kundgebungen Verstorbener" auf. Er legt nicht ohne kritische Prüfung zahlreiche Berichte vor, die ihn davon überzeugt haben, daß es eine unsichtbare Welt gibt, aus der heraus Kundgebungen in diese sichtbare Welt hinein stattfinden können, und nennt es einen „philiströsen Standpunkt vieler Wissenschaftler, daß für ihre Forschungen einzig und allein d i e s e Welt existiert. . . . Das Wirkliche kann seinem Begriff nach ebenso etwas Ueberirdisches, wie etwas Irdisches sein" (S. 71).

Und nun der Schluß: „Es unterliegt mir keinem Zweifel mehr, daß es sich auch bei den besprochenen Christuserscheinungen um Materialisationen gehandelt hat" (S. 145). Das Materialisationsphänomen also gibt den Schlüssel in die Hand, um das Geheimnis der Christuserscheinungen zu erschließen. „Von keiner geringeren Quelle als von dem Toten, der doch lebte, selbst sind die Erscheinungen ausgegangen" (S. 167).

Die Bedeutung dieses Buches scheint mir darin zu liegen, daß es durch seine Gediegenheit uns zwingt, gewisse Möglichkeiten ins Auge zu fassen, mit denen anderswo (z. B. in England) die Wissenschaft schon ernsthaft rechnet, während bei uns in Deutschland im allgemeinen nicht oder nur geringschätzig davon geredet wird. Ich meine die Möglichkeiten, die aus der Einsicht in die Phänomene des Okkultismus und Spiritismus für die Erklärung gewisser Partien nicht nur des biblischen Materials, sondern überhaupt religionsgeschichtlicher Texte erwachsen. Ich sage nicht, daß diese Phänomene nunmehr zur Grundlage einer neuen exegetischen Methode gemacht werden sollten, wohl aber, daß sie ernstlicher als bisher zu erwägen sein dürften. Z. B. leuchtet mir die Brauchbarkeit der Hoffmannschen Gedanken viel mehr als angesichts der Auferstehungsfrage an folgenden Stellen ein: Bei den Erscheinungen auf dem Berge der Verklärung (S. 151 ff) und bei den Berichten von wunderbarer Befreiung eines Gefangenen aus dem Kerker (S. 154 ff. und 159f.), ferner in der Behandlung der Frage, wieweit die Heilkraft Jesu an Kranken und Toten reichte (S. 26 f.). Hier handelt es sich jedesmal um Motive, zu denen es in der Weltliteratur zahllose Parallelen gibt, und ich muß gestehen, von keiner der mir bisher bekanntgewordenen Erklärungsweisen für solche Geschichten ganz befriedigt worden zu sein. V i e l l e i c h t tut sich nun hier doch eine Möglichkeit auf, wenigstens einen Schritt weiter zu kommen, sofern es gelingen könnte, uns zu überzeugen, daß Phänomene wie Gedankenübertragung, Fernheilung, Doppelgängertum u. Ae. gerade in religiös erregten Kreisen häufiger und in stärkerem Grad als sonst auftauchen. (Man denke etwa auch daran, daß die meisten Missionare auf Grund ihrer Erfahrungen in der heißen Atmosphäre des Kampfes mit dem Heidentum geneigt sind, solchen Zügen in der Bibel mehr historische Glaubwürdigkeit zuzuerkennen, als es uns in der lauen Luft unsrer sogenannten Christlichkeit nahe liegt.)

Aber alle diese Erwägungen setzen Eines voraus: daß unsere Wissenschaftler ernsthaft diese Probleme in Angriff nehmen und nicht länger in stolzer Abgeschiedenheit zusehen, wie ungeschulte Geister sich dieser Sphäre bemächtigen und nicht selten großes Unheil stiften. Diesem Uebel hätte schon längst gesteuert werden können, wenn (wie anderswo) auch bei uns wissenschaftlich geschulte Kräfte jene Phänomene disziplinlosen Händen entrissen und methodisch exakt untersucht hätten. Theologen und Pfarrer haben hier nicht mindere Pflichten, als Jeder, der mit Ernst Christ sein will. Denn vielen unter uns sind heute diese Fragen zu persönlicher Not und Last geworden. Wissenschaftliche Aufgaben also drängen hier in die gleiche Richtung wie praktische Bedürfnisse, und Hoffmanns Buch ist, so gesehen, ein durchaus ernst zu nehmendes „Zeichen der Zeit".

Eine erwägenswerte Deutungsmöglichkeit für gewisses religionsgeschichtliches Material scheint mir somit die Betrachtungsweise Hoffmanns zu sein; aber in dem b e s o n d e r e n F a l l d e r A u f e r s t e h u n g J e s u muß ich gestehen, ihm nicht folgen zu können. Es muß doch angesichts der Materialisationsphänomene, ja überhaupt zur Metaphysik des Spiritismus, der Anthroposophie und verwandter Anschauungen ganz allgemein eine G r u n d f r a g e gestellt werden, an deren Beantwortung für die Religion hier alles hängt: Ist die Ueberwelt (Hoffmann redet gern von dem „Ueberirdischen", z. B. S. 71, 124 f., 143), die hier durch experimentelle Beobachtung — oder von Steiner durch geistige Schau — erschlossen wird, die G o t t e s w e l t? Oder ist, die Richtigkeit der Beobachtungen einmal zugegeben, dieses U e b e r s i n n l i c h e nicht vielmehr bloß ein A n d e r s s i n n l i c h e s? Mir scheint in allen diesen Gruppen ein logischer Kurzschluß vorzuliegen, wenn man so rasch bei der Hand ist, die anderssinnliche Welt der Geister, der Verstorbenen usw. einfach gleichzusetzen mit der Welt Gottes selbst. Nehmen wir einmal an, all das Material, das Hoffmann vorlegt, sei einwandfrei beobachtet und dargestellt, so kämen wir doch lediglich zu der Erkenntnis, daß außer der Welt unserer fünf Sinne und des dreidimensionalen Raumes noch eine mit anderen Sinnen wahrnehmbare „überirdische" Welt existiert. Aber sind wir damit auch nur eine Handbreit näher zu Gott gekommen? Ich denke: Nein! Denn Gott ist nicht etwa ein Anderssinnliches, vielleicht mit astralen Organen Wahrnehmbares, sondern der Absolute, der totaliter aliter, gänzlich anders als jede noch so verfeinerte, noch so hellsichtigen Organen zugängliche Welt ist. Ist überhaupt Gott, dann ist er der schlechthin Ueberweltliche.

Man kann hiergegen nicht einwenden, diese Anschauung sei typisch nur für eine bestimmte Tradition biblisch-christlicher Färbung, aber sie stehe doch nur als eine mögliche neben vielen anderen möglichen. Z. B. neben der Anschauung vom stufenweisen Aufstieg des erkennenden Geistes bis zu Gott, aus dem er kam, zu dem er heimkehrt, gewiß jetzt hier auf Erden getrennt von dem Absoluten durch viele Zwischenreiche, aber doch nur relativ getrennt, nicht absolut. Dieser Einwand übersieht den Unterschied zwischen d e d u k t i v e m und i n d u k t i v e m Verfahren. Er ist durchaus ernst zu nehmen, so weit es sich handelt um die Diskussion des Gottes-B e g r i f f e s und der Gottes-V o r s t e l l u n g; aber er versagt, wenn das induktive Verfahren, dessen sich der Spiritismus (in anderer, aber grundsätzlich verwandter Weise die Anthroposophie) rühmt, geprüft werden soll. Denn hier wird, nach der Methode der experimentellen Naturwissenschaft, von der Beobachtung der Einzelfälle ausgegangen, um das Allgemeine zu erschließen. Es

*) Ich bitte diese Buchbesprechung zugleich daraufhin anzusehen, daß sie an Hand eines Einzelfalls gegen die Gedanken des Artikels „Der Okkultismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" CW 1921, Nr. 34, 35, 36, Widerspruch erheben will.

ist jedoch eine verhängnisvolle Grenzüberschreitung, wenn man meint auf diesem Wege zur Gotteswelt kommen zu können. Wer das behauptet, legt seinen Beobachtungen eine Deutung unter, die nicht aus dem Wahrnehmungsmaterial selbst abgeleitet ist, also das Geltungsbereich der exakten Methode hinter sich läßt.

Machen wir es uns deutlich an der Auferstehungsfrage! Hoffmann geht, um das Geheimnis zu enthüllen, folgenden Weg. Aus einer großen Reihe von Beobachtungen, die ihm glaubwürdig geschildert und gedeutet erscheinen, kommt er zu dem Schluß: Es gibt eine überirdische Wirklichkeit, der u. A. die Verstorbenen angehören, und aus dieser anderen Welt heraus finden unter bestimmten Voraussetzungen Kundgebungen Verstorbener durch Materialisationsphänomene statt. (Mir scheint bereits hierbei ein ganzes Bündel von Fragen der Erkenntnistheorie, der Metaphysik, der Anthropologie ungeklärt zu sein; aber beschränken wir uns auf unsre eine Gedankenreihe.) Er vergleicht nun damit die Auferstehungsberichte und kommt zu dem oben skizzierten Ergebnis. Welches ist aber — die Richtigkeit der Beobachtungen vorausgesetzt — das einzig haltbare Ergebnis? Doch nur dieses, daß der Mensch Jesus auch nach seinem Tode noch eine Zeitlang dem Jüngerkreis sich kundgab. Das irdische Leben Jesu wäre also über den Tod hinaus um ein kleines Stück verlängert, und zwar auf eine für Spiritisten durchaus natürliche, keineswegs außerordentliche Weise. Denn das soll ja auch bei anderen Verstorbenen nachweisbar vorkommen!

Ist aber diese Erkenntnis bereits das entschleierte „Geheimnis der Auferstehung Jesu"? Doch nicht im geringsten! Es ist allenfalls die Auflösung eines physiologischen Rätsels, das ganz ähnlich in anderen religionsgeschichtlichen Texten (im Alten Testament z. B. in der Erzählung von der Hexe zu Endor) vorliegt. Es wäre gewiß erfreulich, wenn wir dem Verständnis solcher rätselhaften Stücke durch Einsichten, wie sie der Spiritismus zu haben glaubt, näher kämen. Man kann sogar zugestehen, daß — wenn die Hoffmannsche These sich als haltbar erweisen sollte — damit das Mosaikbild der urchristlichen Religionsgeschichte an entscheidender Stelle um einen wichtigen Stein bereichert würde. Aber: „das Geheimnis der Auferstehung Jesu"? — Die deutsche Sprache macht einen feinen Unterschied zwischen Rätsel und Geheimnis. (Vgl. CW 1921 Nr. 15 Sp. 264.) Das Rätsel ist für uns der geschlossene Vorhang, den zu heben wir uns angetrieben fühlen, ein „Noch nicht", das wir durch methodische Uebung zu überwinden hoffen dürfen und in zahllosen Fällen auch überwunden haben. Rätsel sind auflösbar, mag auch die Zeit, die dazu nötig ist, zuweilen endlos erscheinen. Das Geheimnis ist aber „nicht der geschlossene Vorhang vor unserem Auge, sondern der geöffnete Schacht, in dessen Verfolgung das Auge sich verliert". Unter Geheimnis verstehen wir das Unerforschliche, das unserem Erkenntnisvermögen grundsätzlich Entzogene, das uns etwa zu schweigender Verehrung treibt, aber nicht zur Auflösung. Geheimnisse sind unauflösbar. Worin aber besteht das „Geheimnis der Auferstehung Jesu"?

Nicht das war für die Jünger der Grund zur Osterfreude, daß der Mensch Jesus auch nach dem Tode noch sich kundtun konnte [das für möglich zu halten, lag jener Zeit weniger fern als der unsrigen], sondern daß sie die Gewißheit bekamen: Er ist bei Gott („er lebt"), d. h. Gott hat sich zu seinem Leben und zu seinem — unerhörten! — Kreuzestod bekannt. Der Weg von dem ungewissen: „wir aber hofften, er sollte Israel erlösen" bis zu dem überzeugten: Christus „mußte" also leiden und auferstehen — wird durch Materialisationsphänomene nicht begreiflicher. Denn er führt über das gerade in diesem Zusammenhang besonders charakteristische Wort im vierten Evangelium: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben". Das eigentliche Geheimnis, das hier obwaltet, läßt sich zu der Frage zuspitzen: Wie konnte der Mensch Jesus den Jüngern zum Herrn Christus werden? Woher kam ihnen diese Gewißheit? Darauf eben gibt spiritistische Deutung keine Antwort. Sie kann allenfalls das allgemeine Rätsel der Kundgebung Verstorbener, aber nicht das besondere Geheimnis des Osterglaubens enthüllen. Von diesem Geheimnis läßt sich kaum anders reden, als wie es Ludwig Reeg in seinen „Begegnungen mit Jesus: Der Strom" (S. 98) mit Bezug auf eine Wundererzählung tut:

> Mag der Vorgang ein Geheimnis bleiben: Jesus ist in ihm das tiefere Geheimnis. Der Eine, der seine Tat so deutet, mag Recht haben, der Andre, der sie anders deutet, auch; der aber hat nicht Recht, der mit seiner Deutung Jesu Wesen erklärt zu haben meint. Ueber jeder Deutung steht, was wir nur dann ahnend zu schauen vermögen, wenn wir es nicht berühren.

Und der Historiker? Er wird hier — und grundsätzlich bei allen ähnlichen Texten aus der Frühzeit einer Religion — vor allem die Grenzen seiner Methode spüren und vorsichtig über sie hinausspähen, etwa im Sinne der Overbeckschen Kategorie der „Urgeschichte" oder der auffälligerweise von Hoffmann nicht erörterten Deutungsmöglichkeit der Auferstehung als eines „Mythus". Wobei zu beachten ist, daß der Begriff Mythus durchaus nicht gleich etwas Minderwertiges gegenüber sogenannten historischen „Tatsachen" zu bedeuten braucht, sondern in einem bestimmten Sinne genommen etwa das prähistorische Stadium historisch greifbarer Erscheinungen bezeichnen kann, also etwas sehr Reales, nur allerdings unseren Methoden schwer Zugängliches. Diese heute umstrittenen und noch mißverständlichen Kategorien werden, wenn sie einmal richtig geklärt sind, vielleicht doch dem Geheimnis mehr gerecht als Hoffmanns spiritistische These.

Aber soviel steht fest: das eigentliche Geheimnis bleibt der historischen Methode überhaupt verschlossen. Sie vermag Rätsel zu lösen, aber nicht Geheimnisse zu enthüllen. Deshalb muß ich bei aller Anerkennung des Hoffmannschen Buches Eines bestimmt ablehnen: das ist sein Titel. Er hätte heißen müssen: „Das historische Rätsel der Auferstehungsberichte" oder umständlicher, aber genauer: „Wieweit vermag ein mit okkulten Phänomenen rechnender Historiker das Rätsel der Auferstehungsgeschichten zu lösen?" Auf diese Frage gibt das Buch eine Antwort, die ernsthaft zu erwägen ist.

Gießen Heinrich Frick

Der neuentdeckte Overbeck

3

Was aber ist der Standpunkt gewesen, zu dem er sich schließlich mit immer größerer Entschiedenheit in zahlreichen eindeutigen Aussagen bekannt hat?

In den Erinnerungen an Friedrich Nietzsche spricht er sich über dessen Atheismus aus und meint, nur der Atheismus sei möglich, der erkläre: Gott ist tot, d. h. für mich tot. Das sei aber etwas Anderes als: Gott ist nicht, d. h. er kann nicht sein, ist nicht, wird nicht sein und ist nie gewesen. Diese Form des Atheismus wäre die übermenschliche, und wie Nietzsche zu dieser gestanden habe, sei nicht zu sagen. „Mit dieser Ausführung will ich aber" fährt Overbeck fort „meinerseits nichts weiter tun als einen Tatbestand konstatieren und Sophisten überlassen, auf Grund dieses Tatbestandes zu ergotieren und sich nur damit auf den Boden des absoluten Streites, ob Gott ist oder nicht, zu versetzen. Ich selbst meine in dieser Sache nur: Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns Menschen nichts an! und wüßte nur mit der atheistischen Formel etwas anzufangen, die ich eben die menschenmögliche genannt habe. Unter uns Menschen kann es sich, das Vorurteil einer Religion natürlich vorbehalten, immer nur um die Frage selbst handeln: ob Gott ist, nicht um ihren Inhalt. Ist uns die Frage gegeben? nicht: Ist uns Gott gegeben? wovon jenes eben so augenscheinlich ist, wie dieses nicht ist." Unter den von Bernoulli im letzten Buche herausgegebenen Selbstgesprächen finden sich eine ganze Anzahl gleichen Sinnes. Auch hier betont er aufs neue, daß der Atheismus so wenig wie der Theismus als objektives Dogma bestehe. Soweit der Atheismus keine Negation sei, könne man ihn weder begründen noch widerlegen. Mit der Frage nach Gottes Dasein sei noch nicht die Notwendigkeit ihrer Lösung anerkannt und bewiesen, geschweige denn irgend eine Antwort darauf. Die beste Schule, um an dem Dasein Gottes zu zweifeln, führt er dann weiter aus, sei die Kirchengeschichte; denn augenscheinlich

habe Gott die Geschichte des Christentums nicht gelenkt. In der Kirchengeschichte sei nichts wunderbar. Da Gott und Seele zwei Dinge seien, mit denen die Theologen, namentlich moderne, wie Kinder mit ihren Puppen spielten, so würden sie am besten darüber gefragt, wolle man erfahren, daß sie darüber nichts wüßten und auch nichts wissen können, „aus dem einfachen Grunde, weil kein Mensch etwas davon weiß, Begriff und Ding in diesem Fall lediglich menschliche Erfindungen sind“ (265). Oder an einer andern Stelle (294): „Daß wir Menschen darüber, wie es mit der Welt eigentlich steht, wie sie entstanden ist, wie sie regiert wird und wohin sie geht, nichts wissen, ist eine Tatsache. Die Ueberzeugung einzelner Menschen, durch eine Welt hinter dieser Welt über dieses Nichtwissen erhoben zu sein, bestätigt diese Tatsache mehr, als dieselbe dadurch aufgehoben wird.“ Deshalb ist ihm auch, wie er einmal (43) ausführt, selbstverständlich, daß „für den, der der menschlichen Natur gar keine Fähigkeit zuschreiben kann, in eine übersinnliche Welt zu dringen, weil er in sich selbst gar keine Brücke zur Erkenntnis und Erfahrung dieser Welt findet...“ auch Christus „nicht der Offenbarer der Welt des Göttlichen sein kann, als welchen ihn der christliche Glaube ansieht“.

Von dieser Voraussetzung aus erklären sich alle weitern Schlüsse, die Overbeck zieht. Weil wir von Gott nichts wissen und nichts wissen können, zerstört die Wissenschaft, die immer aufs neue die Formen, die sich die Religion schafft, zu zerstören vermag, damit auch die Religion immer aufs neue selber; denn was könnte von der Religion den Angriffen der Wissenschaft Stand halten, wenn ihre Dogmen, Riten usw. ausgeliefert sind? Und was könnte als ihr fester Kern übrig bleiben, wenn ihre letzten Wurzeln lediglich Wünsche und darauf aufgebaute haltlose Behauptungen sind? Nichts lag Overbeck ferner als die Unterscheidung zwischen Wesen und Verwirklichung des Christentums als berechtigt anzuerkennen. Wenn er (Christlichkeit 3) sagt, daß der Antagonismus zwischen Glauben und Wissen ein beständiger und unversöhnlicher sei, so darf man ihn deshalb nicht so verstehen, als ob er, scharfblickender als die unklaren übrigen Theologen, erkannt habe, wie gefährlich es für die Religion sei, wenn man sie einer Betrachtung nach den sonst üblichen wissenschaftlichen Methoden unterziehe, und als ob er den Ausweg aus dem entstehenden Konflikt zeigen wolle, indem er den Frommen rate, sich die Wissenschaft möglichst auf Armeslänge vom Leibe zu halten. Er ist allerdings davon überzeugt, daß sich jede Religion mit gutem Grunde gegen die Wissenschaft so viel als möglich ablehnend verhält, und meint deshalb einmal, die Theologen, die mit ihrer Arbeit der Kirche dienen möchten, sollten sich nicht so wegwerfend über die allegorisierende Exegese äußern, da die alten Theologen wohl gewußt hätten, von welchem Nutzen diese Pseudowissenschaft für sie war. Daß auch diese ironische Bemerkung von einem Rezensenten nicht verstanden und als besonderer, beherzigenswerter Tiefsinn ehrerbietig registriert worden ist, erscheint fast als unbegreiflich; denn es fällt Overbeck nicht ein, in dieser Flucht vor der wahren Wissenschaft — ist ihm doch der historische Sinn heutzutage der einzige — ein Mittel zu sehen, durch das nun dem Glauben ein Ort bereitet würde, wo er unangefochten und unangreifbar wäre. Nichts liegt ihm überhaupt ferner, als an der Wissenschaft und ihren Fähigkeiten deshalb irre zu werden, weil ihm bei streng wissenschaftlicher Betrachtung die Religion, wie er meint, unter den Händen zerrinnt, und nichts ferner, als aus diesem Grunde die Wissenschaft an Grenzen zu erinnern, die sie nicht überschreiten dürfe, oder gar an Stelle der jetzigen Wissenschaft, die zu fortwährenden Konflikten mit der Religion führe, nach einer bessern Theologie zu rufen. Was er den jetzigen Vertretern der Religionswissenschaft vorwirft, ist im Gegenteil, daß sie nicht radikal genug seien, daß sie wissenschaftlich und gläubig zugleich sein wollten und sein zu können glaubten, obschon heute jeder wissenschaftlich Gebildete sehen müßte, wie es mit der Religion stehe.

Er ist nicht bloß davon überzeugt, daß die Wissenschaft die Fähigkeit besitzt, jede Religion und so auch das Christentum immer wieder zu vernichten, sondern er vermag darin auch, wenigstens was seine Person betrifft, kein Unglück zu sehen, und erklärt (299), über die Entbehrlichkeit der Religion nicht im Zweifel zu sein. Auch mit dem Tode glaubt er, allein, ohne Religion fertig zu werden, und versichert, auf jeden Fall Montaignes und Spinozas Art, den Tod zu betrachten, der christlichen sehr vorzuziehen. Wie bei der Beerdigung mitgeteilt wurde, hatte er angesichts des nahen Todes den Wunsch geäußert, daß an seinem Grabe ein „Gebet um die ewige Ruhe seiner abgeschiedenen Seele“ gesprochen werde. Das braucht nicht notwendig als Widerruf der bei ungebrochener Geisteskraft vertretenen Ueberzeugung gedeutet zu werden, wenn man im Auge behält, zu welchem Atheismus er sich bekannt hat. Allerdings erzählt Bernoulli im Vorworte zum letzten Buche (XXI), daß Overbecks Wahrheitsliebe ihn noch auf dem Sterbebette in der Form einer nicht zu stillenden „Lebensunruhe“ aufgesucht habe, und fügt bei: „eine erhabene Versuchung, bereit zu sein, die Lebensarbeit preiszugeben, wenn sie sich vor höherm Spruche verwerflich erwiese!“ Während seines Lebens jedoch, im Besitze seiner vollen Geisteskraft, war er so sehr sowohl von der Fähigkeit der Wissenschaft, der Religion und damit auch dem Christentum den Boden abzugraben, als auch von der Entbehrlichkeit beider überzeugt, daß er auch bei andern Zeitgenossen nicht viel davon zu entdecken vermochte. So ist ihm Goethe „in Sachen der Religion selbst ein Skeptiker, d. h. ein unverbildeter Mensch und ganz gewiß kein Theologe“, und er vermag an seinem Verhältnis zu ihr nicht viel Anderes als Unbeständigkeit und Schwäche wahrzunehmen. Und in Bismarck sieht er den wirksamsten Prediger der Entbehrlichkeit der Religion für alle irdische Wirksamkeit.

Sein Agnostizismus, der ihm immer mehr als die einzig mögliche Weltauffassung des wissenschaftlich denkenden Menschen erschien, erklärt vor allem auch seine Stellung zur Theologie. Auch sie hat sich entsprechend seinem Verhältnis zum Christentum im Laufe seines Lebens verändert und ist immer deutlicher und schroffer geworden. Während er sich ursprünglich, wie wir sahen, als Glied einer der bestehenden Gruppen, der Tübinger, fühlte, weiß er sich in seiner Schrift über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie im Gegensatz zu allen vorhandenen Richtungen. Immerhin rechnet er sich auch dort noch durchaus zu den Theologen und nennt das, was er nicht bloß für sich fordert, sondern von dem er wünscht, daß es überhaupt den Platz der jetzigen Theologie einnehmen möchte, mit demselben Namen und zwar: kritische Theologie. Schon in den von ihm selber noch, als er bereits in den Ruhestand getreten war, veröffentlichten Aeußerungen und dann vor allem denen des Nachlasses trennt er sich jedoch entschieden von den Theologen und spricht sich immer heftiger über und gegen sie aus. Sie sind ihm, wie er allerdings erst in den Selbstgesprächen sagt, die Bernoulli in dem letzten Buche gesammelt hat, die am meisten antipathischen Menschen, Parasiten, Feiglinge und Dümmlinge der menschlichen Gesellschaft, entartete Schwächlinge, künstlerische Stümper. Mehr und mehr tritt ihm seine ganze Arbeit in das Licht des Kampfes gegen die Theologie und die Theologen, und je erfolgreicher und angesehener sie vor ihm dastehen, desto mehr übergießt er ihre Person und Arbeit mit Spott und Hohn. Der Herausgeber hat geglaubt, eine Sammlung solcher Ergüsse über A. von Harnack in Form eines Lexikons d. h. unter alphabetisch angeordneten Stichworten darbieten zu sollen. Ich überlasse dem Urteile der Leser, zu entscheiden, ob und inwiefern er dadurch seinem Meister und der von ihm vertretenen Sache einen Dienst erwiesen hat. In jedem Falle verbaut man sich das Verständnis für das, was Overbeck meinte und wollte, durch nichts so sehr als dadurch, daß man seine Angriffe auf eine bestimmte Art von Theologie glaubt beziehen zu dürfen und sich selber als Theologe dadurch nicht betroffen fühlt. Overbecks Verurteilung der Theologie gilt der Theologie schlechthin, und Theologe ist ihm Jeder, der zugleich wissenschaftlich arbeiten und fromm sein zu können meint und will. Wohl lassen sich natürlich in seiner Abneigung Grade unterscheiden. Er richtet aber deshalb gegen die, welche sich augenblicklich in der wissenschaftlichen Welt der größten Anerkennung erfreuen, die schärfsten Pfeile, weil er in ihnen die erfolgreichsten Gegner seiner Theorie von dem unversöhnlichen Gegensatze zwischen

Religion und Wissenschaft sieht, gerade sie aber diesen Gegensatz am deutlichsten erkennen müßten. Nur nebenbei bemerke ich, daß Usener „als ganz theologisch interessierter Philologe" und vor allem „der modern frömmelnde Philolog" Wilamowitz nicht besser wegkommen als ihre Kollegen von der ersten Fakultät, und die Berufung des Kirchenhistorikers Hauck auf den Berliner Lehrstuhl für Weltgeschichte ihm „ein besonders sprechendes Wahrzeichen der Barbarisierung" ist, „der unsere Kultur sich entgegenbewegt". Doch so unsympathisch ihm auch die Theologen insgesamt sind, und so sehr er nach immer neuen Worten sucht, um ihnen seine Verachtung auszudrücken, gegen den am meisten erhobenen Vorwurf, Heuchler zu sein, verteidigt er sie und meint: Wären die, welche mit dieser Bezeichnung rasch bei der Hand seien, theologisch gebildeter, so hätten sie Kenntnis von der unabsehbaren Reihe der Mittel, die religiöse Menschen besäßen, um sich in ihren Illusionen zu erhalten.

4

Auch in unserer an Ueberraschungen reichen Zeit mußte es nach dem, was bisher dargelegt worden ist, den, der sich schon früher mit Overbeck beschäftigt und auseinander zu setzen versucht hatte, nicht wenig überraschen, daß er uns nun mit einem Male auf Grund des neuesten aus dem Nachlasse herausgegebenen Buches bald mit einigen Kautelen, bald aber auch ohne solche, nicht bloß als der Siegfried, der den Lindwurm der modernen Theologie erschlagen hat, sondern als Geburtshelfer und Anfänger der neuen, wahren Theologie, ja als Reformator des Christentums gepriesen wird und zwar von — Theologen. Nicht als ob nicht auch diese letzte Sammlung von Overbeckworten genug enthielte, was die ernsteste Beachtung nicht bloß der Fachgenossen verdiente. Auch ist es schon längst ein bekannter Zug im Bilde der von Overbeck so unerbittlich kritisierten Theologen, daß sie kaum Einem so gerne und so geduldig zuhören wie dem, der ihnen vom Ende der Kirche und des Christentums erzählt. Selten aber hat Jemand so scharfsichtig nach ihren Schwächen gesucht und seinen Befund so offen dargelegt wie der in diesen Aufzeichnungen Sprechende. Bedenken wir, wie schwer es ist, sich im Lärme der Gegenwart ohne reichlichen Gebrauch von Superlativen und Paradoxien Gehör zu verschaffen, so ist es zur Not auch noch zu verstehen, wenn Karl Barth ihn vor allem um des Nachdrucks willen, mit dem er die Kluft zwischen dem in der Erwartung des Weltendes lebenden Urchristentum und dem spätern Christentume betont, den rückwärts schauenden kritischen Blumhardt nennt und Blumhardt den vorwärts schauenden, hoffenden Overbeck. Wenn aber derselbe ihn neben dem Sokrates des Phädon zu denjenigen heidnischen Verkündigern der Auferstehung rechnet, von denen es heiße: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, wenn er meint, der Mann, der vom Tode so tiefsinnig geredet habe, müsse auch mit dem finis christianismi irgendwie einen fruchtbaren, lebendigen, ursprünglichen Begriff verbunden haben, jenseits der schlechthinigen Frage (?) müsse eine Antwort, jenseits der Nichtigkeit ein neuer Anfang, jenseits der Wüste, in die wir gewiesen würden, ein gelobtes Land sein, dafür spreche schon die Tatsache, daß Overbeck selber nie etwas Anderes gewesen sei als eben Theologe, ja wenn selbst in Overbecks spöttischer Bemerkung, Ritschl hätte darüber nachdenken sollen, ob nicht die Theologen mit ihrer Dummheit ein notwendiger und als notwendig geschätzter Ballast in der menschlichen Gesellschaft seien, eine Anerkennung ihrer Bedeutung gefunden wird: so ist das ein Musterbeispiel der von Overbeck so oft verspotteten und leidenschaftlich bekämpften Parasitenkunst, alles für die eigenen Zwecke umzudeuten, oder, wie wir wohl richtiger sagen, des Zwanges, dem besonders wir Theologen so oft unterliegen, die Erkenntnis dessen, was uns das Wertvolle ist, auch bei dem Andern vorauszusetzen.

Dieser und ähnliche Versuche, Overbecks negative Stellung zur Religion und zum Christentum in eine positive umzubiegen, gründen sich vor allem auf Aeußerungen über die Urgeschichte, die sich in dem jüngsten Buche finden, so etwa die, daß das Evangelium, weil prähistorisch, unter Negation aller Geschichte oder unter Voraussetzung einer hyperhistorischen Welt, allerdings nur sehr kurze Zeit, bestehen konnte, daß Geschichte und Christentum nach dem eigenen Willen des Christentums nie zusammenkommen werden, und weder Christus für sich, noch der Glaube, den er gefunden hat, wenigstens unter dem Namen Christentum historisches Dasein gehabt haben. Gegen die Deutung aber, „daß Overbeck seinen Angriff unternimmt von der Ahnung eines Ganz-andern im Evangelium aus, und ihn richtet auf das Ziel hin, das moderne Christentum im Sinne seiner Urgeschichte zu reformieren", wie sich ein anderer Theologe bei aller Vorsicht glaubt ausdrücken zu dürfen, hätte den Verfasser der Selbstgespräche schon allein das schützen sollen, was er über Jesus sagt. Wohl meint er, ein Jesus, der nichts geschrieben habe, bleibe für den Historiker ein nicht existierendes, völlig unfaßbares Wesen. Aber das heißt nicht, er stehe als göttliches Wesen außerhalb und über der Geschichte. Eingehend übt er vielmehr an Jesus Kritik und sagt z. B., die Annahme des Undings der Gottmenschheit scheitere schon daran, daß der, welcher in sich selber keine Brücke zur Erkenntnis und Erfahrung der übersinnlichen Welt finde, der menschlichen Natur keine Fähigkeit zuschreiben könne, in eine solche Welt einzudringen. Und indem er dann, nicht ganz im Einklang mit der vorher angeführten Behauptung, daß Jesus für den Historiker nicht zu fassen sei, sich über ihn ausläßt, kommt er zum Ergebnis, daß ein Franz von Assisi in verschiedener Beziehung über ihm stehe und vor allem einen Zug von Liebenswürdigkeit zeige, der Christus gar sehr fehle. Das Höchste, was wir über die moralische Erhabenheit Jesu aussagen könnten, beruhe darauf „daß er uns selber einen so hohen ethischen Maßstab gab, um auch ihm die Vollkommenheit abzusprechen". Den ernsthaftesten Versuch einer menschlichen Charakterisierung Jesu habe Nietzsche auf seiner Suche nach dem psychologischen Typus des Erlösers geliefert; und Overbeck fragt sich, ob Nietzsche, als er seinen Jesuscharakter konzipierte, schon etwas von dem Schwärmer Charles Beslay gewußt habe, der zur Zeit der französischen Commune 1871 lebte und sich ebenso durch seine Weltfremdheit wie Güte und Widerstandslosigkeit auszeichnete.

Zu allem Ueberfluß erklärt übrigens Overbeck sogar noch ausdrücklich, nichts mit solchen Apologeten zu tun zu haben, die sich wie Kierkegaard, Lagarde, Vinet und ihresgleichen im Namen des Christentums gegen das Bestehende gewandt hätten. Wir müssen deshalb darauf verzichten, uns von ihm sagen zu lassen, was er uns nicht geben kann noch will, und ihn als das zu verstehen suchen, was er gewesen ist, so schwer uns auch das in unserer antiintellektualistischen, von der Wissenschaft und ihrer Macht besonders zur Entscheidung der letzten Lebensfragen nicht hoch denkenden Zeit fallen mag.

Daß er mit der von ihm als selbstverständlich vorausgesetzten Auffassung der Religion unter dem Einflusse Feuerbachs steht, wie Troeltsch in seiner Anzeige des Buches vermutet, ist möglich. Jedenfalls zitiert er dessen Wesen des Christentums. Von entscheidender Bedeutung war für ihn jedoch in jedem Falle das Zusammentreffen und längere Zusammenwohnen mit Nietzsche, und es ist sehr fraglich, ob er ohne den hinreißenden Einfluß des von Schöpferdrang getriebenen, von kühnen Plänen überquellenden, mit dem Hammer philosophierenden Kollegen jemals seine Schrift über die Christlichkeit der Theologie geschrieben hätte und der konsequente Skeptiker und erbitterte Theologengegner geworden wäre. Freilich steht ebenso fest, daß es keines großen Anstoßes bedurfte, um ihn aus den bereits gewonnenen Anschauungen über Religion und Wissenschaft die Folgerungen ziehen zu lassen, die er unter Nietzsches Einfluß gezogen hat, als auch daß er im Unterschiede von dem genialen Philosophen und Dichter allzeit der skeptische, kritische Gelehrte geblieben ist, der dem kühnen Fluge seines Freundes mit derselben beobachtenden Zurückhaltung gegenüber stand wie allen andern Erscheinungen zwischen Himmel und Erde. So ist denn auch die unter dem Anstoße, der von Nietzsche ausging, entstandene Schrift ein vollständig mißglückter Versuch, von der Negation zur Position vorzudringen.

Anregungen hat sodann Overbeck von Lagarde empfangen, dessen Schrift über Theologie, Kirche und Religion kurz vor der Basler „Streit- und Friedensschrift" erschienen war.

Auch Lagarde hatte sich nicht bloß mit Heftigkeit gegen jede Theologie gewandt, die im Dienste irgend einer Kirche oder des Christentums stehen wolle, sondern ähnlich wie Overbeck dem Protestantismus das Recht abgesprochen, im Laufe der Zeit eine andere Form anzunehmen als die, in der er einst in die Welt getreten war, und zugleich das ganze Christentum als großen Abfall vom Evangelium erklärt, weil Jesus selber nie habe der Christus sein wollen. Er lehnte deshalb für sich selber sowohl den Namen eines Protestanten wie den eines Christen ab. Overbeck ging dann freilich insofern noch über Lagarde hinaus, als er im Unterschiede von diesem auch das Urchristentum und Jesus, ja die Religion überhaupt preisgab, während Lagarde zwar eine neue Religion suchte und der Theologie die Aufgabe zuwies, deren Pfadfinderin zu sein, zugleich aber ein Hinausgehen über das Evangelium für undenkbar hielt.

Auch die Stellung Overbecks zum Urchristentum scheint sich allmählich etwas verändert zu haben. Während er ihm früher um seiner Weltflucht willen eine gewisse Sympathie entgegenbrachte, hat er fünf Wochen vor seinem Tode durch eine Bemerkung Taines über Renans Antichrist veranlaßt, die ersten Christen als ein menschlicher Geschichtsschreibung gar nicht würdiges Objekt, jedenfalls nur ein untergeordnetes, bezeichnet und geurteilt: „Schade um den Geist, der in Renans Werk an die Origines du Christianisme verschwendet worden ist." Auch abgesehen von dieser abschätzigen, durch Bernoulli nur im Vorwort mitgeteilten Bemerkung erhält man übrigens den Eindruck, daß Overbecks hie und da den weltflüchtigen Vertretern des Christentums, dem Mönchtum und dem Pietismus gezollte Achtung mehr platonischer Art sei. In jedem Falle klingt aus seinen Worten nichts von der tief pessimistischen Beurteilung der Welt und der Menschen, die mit Jakob Burckhardts Skeptizismus unzertrennlich verbunden ist, und nichts von dem gigantischen Trotze, mit dem Nietzsche an die Stelle des totgesagten Gottes den Uebermenschen zu setzen versucht. Mit einer merkwürdigen Gleichgültigkeit gegenüber den von ihm preisgegebenen Werten begnügt er sich in seinen zuletzt veröffentlichten Aufzeichnungen damit, immer aufs neue die Theologen zu bekämpfen und ihre Arbeit einer ätzenden Kritik zu unterziehen.

Der Kritik der theologischen Betrachtung der christlichen Geschichte und dem Nachweis der Kluft zwischen dem, was das Christentum ursprünglich sein wollte und war, und dem, was es in Wahrheit sehr rasch geworden ist, sind auch seine frühern Arbeiten gewidmet. So sucht er z. B. in einer Studie, die von dem Verhältnis der alten Kirche zur Sklaverei handelt, darzutun, daß und warum im Gegensatz zu der verbreiteten Auffassung die Kirche nichts für die Aufhebung der Sklaverei getan habe. Er gibt dabei seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß in der Kirchengeschichte einst namentlich der Streit des Christentums mit der alten Welt ein ganz anderes Ansehen erhalten werde, als er dies jetzt noch unter der Wucht überlieferter Vorurteile und theologischer Lehrbücher habe. Die berühmte Abhandlung über die Anfänge der christlichen Literatur kommt zu dem Schlusse, daß das Christentum es nur deshalb zu einer wirklichen Literatur gebracht habe, weil es die Welt so nahm, wie sie gewesen sei, ohne sie wirklich zu verwandeln. Ein Universitätsprogramm über einen Streit zwischen Augustin und Hieronymus und zwei Abhandlungen über den Kanon suchen zu zeigen, daß und vor allem in welcher Weise die Kirche ihre Urgeschichte der Wissenschaft zu entziehen bestrebt gewesen sei, indem sie die ältesten Schriften kanonisiert habe. Die Unzuverlässigkeit und Unaufrichtigkeit der kirchlichen Ueberlieferung über die älteste Geschichte will endlich auch eine Abhandlung über die Gesetze der römischen Kaiser gegen die Christen erweisen.

Er schoß dabei hie und da über das Ziel hinaus, so auch in seiner Behandlung der Apostelgeschichte. Oft aber hatte er Recht, sah sein mißtrauischer und kalter Blick, was den Theologen entgangen oder von ihnen verwischt worden war. Wenn er immer wieder die Forderung einer profanen Kirchengeschichte aufstellt, so mag allerhand dagegen einzuwenden sein. Vor allem werden wir die Behauptung, daß nur eine solche Darstellung der Religion wissenschaftlich sei, die sie als Illusion behandle, als eine seltsame petitio principii bezeichnen. Aber es muß leider gesagt werden, daß sehr profane Geschichtswerke, wie z. B. die Jakob Burckhardts und Anderer, oft nicht bloß interessanter, sondern auch erbaulicher sind als solche theologischer Verfasser, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Wirklichkeit nicht nur interessanter, sondern auch erbaulicher ist als das, was wir glauben an ihre Stelle setzen zu sollen. Das aber ist es, was Overbeck immer wieder den Theologen vorwirft, daß sie als vermeintliche Vertreter und Verteidiger der Religion und des Christentums einen der Menschheit und ihrer Kultur höchst schädlichen Kampf gegen Wahrheit und Wirklichkeit führen. Seine Kritik wird oft ungerecht, und in den Aeußerungen über einzelne Personen, die er in der Stille seines Studierzimmers im Aerger aufs Papier geworfen und der Herausgeber ans Licht gezogen hat, spricht allerhand Allzumenschliches mit. Wer aber wollte leugnen, daß wir, und zwar nicht zum wenigsten auch die Pfarrer, allen Grund haben, zu beherzigen, was dieser überaus gelehrte, scharfsinnige und durchaus selbständig seine eigenen Wege gehende Beobachter über die Gefahren und Versuchungen unserer Aufgabe, über die uns drohende Lähmung des Wahrheits- und Wirklichkeitssinnes sagt? Die Lösung der schwierigen Aufgabe, wie Wissenschaft, unbegrenztes Streben nach Wahrheit und Frömmigkeit, Leben von und in der Kraft Gottes zu vereinigen sind, werden wir freilich ohne ihn suchen müssen, dabei aber seines Wortes eingedenk bleiben, daß sich mit dem Christentum außer den Theologen nicht so leicht Jemand identifiziert, sowie des andern seines Freundes Nietzsche, daß, was sich beweisen lassen muß, wenig wert ist.

Basel **Eberhard Vischer**

Ein Volk, das nicht sterben kann

1

Am 15. März vorigen Jahres wurde der frühere türkische Großvezier und Minister des Innern Talaat Pascha in der Hardenbergstraße in Berlin von dem armenischen Studenten Salomon Teilirian erschossen. Der Täter wurde am 3. Juni vom Schwurgericht freigesprochen. Der Prozeß, dessen Verhandlungen jetzt im Druck erschienen sind,*) erregte ungeheures Aufsehen. Macler sagt davon in Foi et Vie, Januar 1922: Ce document est plus qu'une simple page d'histoire contemporaine, c'est un véritable monument; Grabowsky nennt ihn, Das Neue Deutschland 17/18: „einen der denkwürdigsten Prozesse, die jemals in Deutschland stattgefunden haben, weil die ganze große Politik von einem deutschen Schwurgericht aufgerollt wurde"; er sei eine seltsame Illustration zu dem Dichterwort „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Denn vor den Schranken des Gerichts traten die dem Massenmord des armenischen Volkes Entronnenen auf, um Zeugnis von dem furchtbaren Schicksal ihres Volkes abzulegen. Der Angeklagte war selbst einer von ihnen. Nachdem er die Wegschleppung und Vergewaltigung seiner Schwestern, die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch die türkischen Gendarmen und Soldaten, die die Deportierten nach dem Ort ihrer Bestimmung bringen sollten, erlebt hat, ist er schwer verwundet unter den Leichen zusammengebrochen; nach zwei Tagen aus todesähnlicher Ohnmacht erwacht, hat er sich retten können, aber er blieb Zeit seines Lebens ein Nervenkranker. Und das ist nicht ein Einzelschicksal von besonders grauenerregendem Charakter. Das ist ein typischer Fall. Das ist das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei gewesen, und eine Million von den 1 800 000, die das Volk vorher zählte, sind dem erlegen. Wir haben jetzt schlichte und darum doppelt wirkungsvolle Berichte darüber aus der Feder eines Schweizers, der an einem der Hauptorte die Deportation mit ihren Schrecken erlebt hat.**)

*) Der Prozeß Talaat Pascha. Stenographischer Prozeßbericht mit einem Vorwort von Armin T. Wegner und einem Anhang. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1921. 136 S. 12 Mk.

**) Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges von Jacob Künzler. Potsdam, Tempel-Verlag 1921. 140 S. 15 Mk.

Man muß das gelesen haben, um einen Begriff von der Furchtbarkeit des Geschehenen zu bekommen.

Wir haben während des Krieges nichts davon erfahren, aus politischen Gründen nichts erfahren dürfen. Es hat der Sensation dieses Prozesses bedurft, um die weitere Oeffentlichkeit endlich mit dem ungeheuerlichsten Ereignisse in dem an Ungeheuerlichkeiten so reichen Orient bekannt zu machen. Wie hat man das armenische Volk verleumdet, diese „Niobe der Nationen", wie man von ihm mit noch größerem Rechte sagen kann als Freiligrath von Irland. Das Urteil der Welt ist sich jetzt einig — bis auf einige nationalistische deutsche Blätter, die um der einstigen deutsch-türkischen Freundschaft willen noch immer die Wahrheit nicht sehen oder wenigstens nicht zugeben wollen: keins in solchem Maße wie die jetzt in Stinnesschem Besitze befindliche „Deutsche Allgemeine Zeitung", deren Verlagsdirektor Humann als Mitglied der deutschen Botschaft in Konstantinopel schon dort seine Armenierfeindschaft betätigt hat. Man nennt den Spruch des Schwurgerichts kurzweg einen Fehlspruch und schiebt ihm politische Motive unter, ohne zu erwähnen, daß von den fünf medizinischen Sachverständigen nur einer, der noch dazu kein Psychiater ist, den Angeklagten für verantwortlich, wenn auch in vermindertem Grade, erklärte, die anderen entweder die freie Willensbestimmung für ausgeschlossen oder doch den Zustand für nahe an diese Grenze gekommen erachteten. Man wiederholt die alten Fabeln über die Vorkommnisse in Armenien, als ob der Sachverhalt nicht seit der Veröffentlichung der Akten des Auswärtigen Amtes durch Lepsius*) (CW 1919, 23) völlig geklärt wäre. Selbst die „Vossische Zeitung" gibt dem „Vorsitzenden des Orientklubs in Berlin" Emir Schekib Arslan, einem Kurden, das Wort zu einem Offenen Brief an Lepsius — eigentümlicherweise dem wortgetreuen Abdruck eines Artikels des gleichen Verfassers aus dem „Neuen Orient" vom Jahre vorher (Band 7 Heft 4), der dort (Band 9 Heft 1/2) eine Widerlegung seitens der Deutsch-Armenischen Gesellschaft erfahren hatte — und verweigert dann dem Angegriffenen das Wort zur Erwiderung, die allerdings (ich habe sie gelesen) für ihren Schützling vernichtend gewesen wäre. Das Blamabelste, was mir lange vorgekommen ist, ist aber ein Artikel des „Chefs des Generalstabs des türkischen Feldheeres", wie er sich selbst nennt, Generals Bronsart von Schellendorf in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 24. Juli 1921, in dem behauptet wird, daß die Armenier ohne Grund einen Aufstand gegen die Türken unternommen und unter diesen entsetzliche Metzeleien angerichtet hätten, sodaß sie um der Sicherheit des Reiches willen in Konzentrationslager hätten gebracht werden müssen, daß für sie ein fruchtbarer Landstrich ausersehen gewesen sei, daß der Minister alles Mögliche getan habe, um die Lage der Armenier so erträglich wie möglich zu gestalten — die Erlasse des Ministers müßten noch vorhanden sein —, daß die bedauerlichen Vorkommnisse (wohlgemerkt: es kamen zwei Drittel des armenischen Volkes um) nur den schlechten Walis und der verkommenen Gendarmerie zur Last fielen und der Minister die überführten Uebeltäter streng bestraft habe. Wir waren bisher geneigt, die Einsicht der Militärs während des Krieges über die unserer Diplomaten zu stellen: in diesem Falle aber waren die Diplomaten in der Kenntnis türkischer Praktiken diesem Militär unendlich überlegen; unsere Botschafter in Konstantinopel wußten ganz genau, um was es sich bei den Deportationen handelte, und die Zeugnisse davon sind in den von Lepsius bereits zwei Jahre vor dem Bronsartschen Artikel herausgegebenen Akten zu lesen. Zum Unglück für Herrn von Bronsart sind nun auch die Erlasse Talaats bekannt, ja sie waren es schon bei dem Teilirianprozeß. Sie sind aus dem Werke von Aram Andonian: Documents officiels concernant les Massacres armeniens (Paris 1920) im Anhang des Prozeßberichts abgedruckt.*) Andonian war selbst an Gerichtsstelle erschienen, um die chiffrierten Originaldokumente vorzulegen; das Gericht verzichtete nur deshalb auf die Vorlegung, weil es die Verantwortlichkeit Talaats für die Massakers als erwiesen ansah. Aus ihnen spricht aber ein anderer Talaat, als ihn Herr von Bronsart kennen gelernt hat. „Rotten Sie mit geheimen Mitteln jeden Armenier der östlichen Provinzen aus, den Sie in Ihrem Gebiete finden sollten" (23. November 1915). „Der Ort der Verbannung derartiger Unruhstifter ist das Nichts. Ich empfehle Ihnen, danach zu handeln" (1. Dezember 1915). „Wir erfahren, daß man in die an gewissen Orten eröffneten Waisenhäuser auch die Kinder der bekannten Personen (der Armenier) aufnimmt. Da die Regierung deren Dasein für schädlich hält, so heißt es den Wünschen der Regierung zuwiderhandeln, wenn man diese Kinder ernährt und ihr Leben verlängert, als ob man Mitleid mit ihnen haben dürfte" (15. Januar 1916). In dem türkischen Urteil vom 8. März 1325, durch das Talaat zum Tode verurteilt wurde, werden chiffrierte Depeschen von gleichem Inhalt angeführt: „Le but des deportations est l'extermination." „Jeder Muselman, der versuchen würde, einen Armenier zu beschützen, soll vor seiner Wohnung aufgehängt und sein Haus verbrannt werden." Wir begreifen es danach, wenn die türkische Zeitung „Alemdar" vom 24. April nach dem Tode Talaats schreiben konnte: „Nur eine Person hat ein Recht, ihn zu beklagen, seine Witwe. Alle Andern wissen, daß er wie eine Seuche und Pest für unser Land war. Dreizehn Jahre hat er die Türkei mit Blut überschwemmt, es gibt keine Stadt in der Türkei, wo er nicht Galgen aufgerichtet hat, kein Dorf, das er nicht mit Witwen und Waisen bevölkert hat... Er hat seine Todessense über das ganze Land geschwungen und die Köpfe gemäht." Und dabei war die türkische Preßorganisation so unverfroren, die Lüge von Angriffen auf die Fremden aus Anlaß der Freisprechung des Mörders Talaats in die Welt zu senden, noch dazu in der unglaublichen Form, in Wan sei das Armenierviertel zerstört und die Läden der deutschen Kaufleute geplündert worden — als ob es jetzt in Wan noch ein Armenierviertel und als ob es dort deutsche Kaufleute gäbe: es hat sie dort wahrscheinlich nie gegeben. Solche Preßlügen bei der Behandlung der armenischen Frage beweisen nur, was für eine Unwissenheit in den Fragen des Orients man bei dem deutschen Volke glaubt voraussetzen zu dürfen.

2

Das Urteil der Welt über die armenischen Massakers steht fest und kann durch die energischsten Anstrengungen der türkischen Preßorganisation und der ihr zugänglichen deutschen Presse nicht umgestoßen werden. Leider erweckt die späte Erkenntnis Keinen von der Million ermordeter Armenier wieder zum Leben und gibt Keinem der jetzt von Hunger und Seuche bedrohten Hunderttausende des unglücklichen Volkes nur ein Stückchen Brot. Niemand in der ganzen Welt nimmt sich seiner an; es ist auch von den Mächten verlassen, die während des Krieges ihm Freiheit und Glück versprachen und denen es gläubig vertraut hat. An humanitärer Hilfe hat es freilich nicht gefehlt. Hier hat auch Deutschland trotz seiner Armut seine Pflicht getan und tut sie noch: der „Deutsche Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient", der im vorigen Jahre auf ein Vierteljahrhundert reichgesegneter Tätigkeit zurückblicken konnte,*) hat seine Arbeiter wieder auf seine inmitten des armenischen Gebietes liegenden Stationen, wenn auch nicht auf alle, aussenden können, und die „Dr. Lepsius-Orientmission" betreibt ihr Armenisches Hilfswerk weiter, unermüdlich Flugblätter und Broschüren verbreitend. Allen voran steht aber dank ihrer reichen Mittel das amerikanische „Near East Relief Committee", das schon 60 Millionen Dollar für Armenien gesammelt hat: freilich sollen jetzt die Quellen zu versiegen anfangen. Aber was nutzt alle Notstandsarbeit, wenn man die Quellen des Notstands nicht verstopft? Die christliche Liebe steht vor einer Danaidenarbeit bei der Fürsorge für Witwen und Waisen, solange nichts dagegen getan wird, daß immer neue Witwen und Waisen entstehen, solange man dem armenischen

*) Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke, herausgegeben und eingeleitet von D. Johannes Lepsius. Potsdam, Tempel-Verlag 1919. 500 S. 15 Mk.

**) Auch „Der Orient" von Joh. Lepsius 1921, Heft 6.

*) 1896—1921. 25 Jahre im Orient. Ein Gang durch die Arbeit des Deutschen Hülfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient. Mit 26 Abbildungen. Frankfurt a. M., Verlag Orient 1921. 204 S. 7 Mk.

Volke nicht Schutz für Leben und Eigentum und eine eigene Verwaltung gewährt, das Einzige, wonach es seit den Tagen des Berliner Kongresses immer wieder verlangt hat. Aber alles, was Armenien in dieser Hinsicht erreicht hat, verdankt es seiner eigenen Kraft. Von den Versprechungen, mit denen die Entente während des Weltkrieges so freigebig war, ist keine eingelöst worden.

Es gibt jetzt einen eigenen armenischen Staat, auf dem früher russischen Gebiet in Transkaukasien, mit Eriwan als Hauptstadt, die „Araratrepublik". Er ist 1918 nach dem Auseinanderfallen der transkaukasischen Republik begründet worden und hat, wenn auch unter großen Schwierigkeiten und im beständigen Kampfe mit Asserbeidschan, der Türkei, zum Teil auch Georgien, sich bis 1921 gehalten. Er hat eine ganz ungewöhnlich große Kulturarbeit in dieser kurzen Zeit geleistet; es ist einfach erstaunlich, was die Denkschrift der Regierung nach den ersten zwei Jahren ihres Bestandes darüber zu berichten weiß. Jetzt wird das Land von den Bolschewisten überflutet, gerade so wie Georgien und Asserbeidschan. Die Schuld daran trägt England, das seine Truppen zurückzog. Nach Einsetzung einer bolschewistischen Regierung hoffte Armenien wenigstens auf den Schutz von Räterußland gegenüber der Türkei. Auch das war eine Täuschung. Im Vertrage von Kars vom 13. Oktober 1921 sind Kars und Ardahan wieder der Türkei ausgeliefert worden, während Batum unter gewissen Bedingungen Georgien übergeben ist. Im Friedensvertrag von Sevres vom 10. August 1920 war das türkische Armenien als freier und unabhängiger Staat anerkannt und vereinbart, daß die Grenzen zwischen Armenien und der Türkei in den Wilajets Erzerum, Trapezunt, Wan und Bitlis, sowie die Frage des armenischen Ausgangs zum Meere durch einen Schiedsspruch des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika entschieden werden sollten. Schon das war eine bedeutende Verkürzung der den Armeniern gemachten Hoffnungen: ein erheblicher Teil des armenischen Gebietes, vor allem ganz Cilicien blieb danach unter der nominellen Herrschaft der Türkei. Aber obwohl der lange verzögerte Schiedsspruch des amerikanischen Präsidenten noch in demselben Jahre erging, ist der Friedensvertrag nicht ausgeführt worden. Keine Großmacht fand sich bereit, das Mandat über Armenien zu übernehmen. Der Aufstand Mustapha Kemals, der zu Anfang mit geringer Truppenmacht hätte unterdrückt werden können, breitete sich dank der Untätigkeit der Entente immer weiter aus. Der Völkerbund beschäftigte sich in Genf und Paris mit der armenischen Frage, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Auf der Orientkonferenz in London wurde der Vertrag von Sevres revidiert und am 22. Februar 1921 von der Türkei für Armenien nur gefordert: „daß die Türkei die Rechte der türkischen Armenier auf ein nationales Heim an der östlichen Grenze der Türkei in Asien anerkennt und sich bereit erklärt, die Entscheidung einer Kommission anzunehmen, die vom Völkerbundsrat ernannt wird, um an Ort und Stelle die Frage des Gebiets, das zu diesem Zwecke Armenien abgetreten werden soll, unparteiisch zu prüfen". Die Türkei hat bekanntlich den Londoner Vertrag nicht angenommen, sodaß auch dieser magere Rest der einstigen hochtönenden Versprechungen hingefallen ist. Die im Juli 1920 in Genf begründete „Internationale philarmenische Liga" hat den Völkerbund im September 1921 in einem beweglichen Schreiben*) gebeten, die Klauseln des Vertrags von Sevres aufrecht zu erhalten und anzuwenden und Cilicien unter französischem Schutze eine Autonomie zu gewähren, wie sie früher das Libanongebiet besaß: es hat alles nichts genutzt. Das Aergste hat Frankreich den Armeniern angetan, indem es im Vertrag von Angora Cilicien den Türken völlig auslieferte: Urfa und die Bagdadbahn werden wieder türkisch; die sich zurückziehenden französischen Truppen haben den Türken sogar noch ihre Munition verkauft — die „Baseler Nachrichten" vom 20. November 1921 erinnern mit Recht an das gleiche Verhalten der Franzosen in Mexiko. Der Erfolg dieser französischen Treulosigkeit ist selbstverständlich neues Morden und Plündern unter den Armeniern Ciliciens, nachdem schon vorher massenhafte Menschenopfer gefallen waren. „Sonnenaufgang", die Zeitschrift des Deutschen Hilfsbundes, vom Januar 1922 berichtet: „Die Männer werden beiseite getan und umgebracht, die alten Frauen und Kinder zum Teil verbrannt und die Mädchen und jungen Frauen von den Muhamedanern in ihre Behausungen verschleppt. Darunter sind so manche unserer lieben jung verheirateten ehemaligen Waisenmädchen aus Haus Bethel, die so glücklich waren, ein eigenes kleines Heim in Seitun zu haben." So fallen auch die geringen Reste der türkischen Armenier unter der Hand des Mörders. In Rußland ist auf kleinem Gebiet mit ganz kärglichem Boden neben der das Land an sich schon füllenden einheimischen Bevölkerung eine nach Hunderttausenden zählende Schar von Flüchtlingen versammelt, in ungenügendsten Wohnungen, und noch immer treiben die Bolschewisten das wenige Vieh aus dem Lande und rauben das letzte Getreide. Hier vollenden Hunger und Seuchen, was Kugel und Messer in der Türkei begonnen haben.

*) Abgedruckt u. a. in „Foi et Vie" Oktober 1921 und den Schweizerischen „Mitteilungen über Armenien" vom gleichen Monat.

3

Armenien hat keinen Helfer auf Erden. Es ist von allen getäuscht, betrogen, verraten, auch von denen, die seine Beschützer zu sein heilig versprochen hatten. Ein sterbendes Volk: man ist versucht zu fragen: Wann wird der letzte Armenier vom Erdboden verschwunden sein? Es ist alles dunkel, nirgends ein Lichtstrahl. Finis Armeniae.

So scheint es. Für den nüchternen Rechner ist gar kein anderes Resultat möglich. Wir müßten mit dieser Perspektive der Hoffnungslosigkeit die Akten über Armenien schließen, wenn nicht eine seltsame Tatsache dazu in schneidendem Gegensatze stände. Das ist der nicht umzubringende Optimismus der Armenier selber. Die demokratische Volksregierung, die auch nach dem Einfall der Bolschewisten eine Zeitlang sich noch in den Bergen gehalten und dann auf kurze Zeit das Land zurückerobert hatte, ist jetzt ganz verschwunden. Aber die von ihr einst eingesetzten diplomatischen Vertretungen in Europa bestehen weiter und entfalten eine Tätigkeit, als ob noch ein Reich hinter ihnen stände. Ueberall arbeiten Armenier für den Wiederaufbau ihres Volkes; in Amerika wie in England, Deutschland, der Tschechoslowakei, Oesterreich, Ungarn. Sie gründen und unterhalten armenische Gesellschaften; sie sammeln Mittel nicht bloß für die Witwen und Waisen, die Hungernden und Sterbenden: auch für die kulturelle Aufrichtung des Volkes; einer von ihnen sammelt Bücher für die armenische Staatsbibliothek! Das ist ein Glaube, wie er in der Welt seines Gleichen sucht, zugleich ein neuer Beweis für das Urteil eines Kenners des Volkes, der nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit an ihm und unter ihm schreibt: „Ich bin überzeugt, daß das armenische Volk eins der begabtesten und tüchtigsten der ganzen Welt ist."*) Ein Glaube, wie er unmöglich ist auf dem Boden des Islam, ein Zeichen davon, daß dies Volk trotz der Veräußerlichung seines Kirchenwesens doch eben im Grunde ein christliches Volk ist. Rudolf Kjellen fragt in seinem Buch über den Staat als biologisches Wesen: Können Völker sterben? und antwortet: Nur wenn sie sich selbst aufgeben; er führt dabei besonders an: wenn der Wille zur Volksvermehrung aufhört. Das armenische Volk ist gesund nicht bloß in diesem Punkte: die 100 000 Opfer, die die Hamidischen Massakers von 1896 gefordert hatten, waren durch die natürliche Volksvermehrung schon 1909 wieder ersetzt. Es ist gesund durch den Willen zum Leben, den es unter den unendlichen Leiden der letzten Jahrzehnte immer aufs neue betätigt hat und auch jetzt bei seinem entsetzlichen Schicksal in jüngster Zeit nicht verloren hat. Ein solches Volk kann nicht sterben.

Ein deutscher Armenist hat Armenia und Germania auf dieselbe Wurzel zurückführen wollen. Das ist Phantasie. Aber sollten nicht beide Völker gerade jetzt in ihren leidvollen Schicksalen aufeinander angewiesen sein? Die Armenier sind wie kein anderes Volk des Orients begierig gewesen nach deutscher Bildung; es ist die Ueberzeugung der besten Kenner des Orients, daß dessen kulturelle Hebung ohne die Vermittlung

*) Ernst Lohmann in dem oben angeführten Buche „25 Jahre im Orient" S. 5.

der Armenier nicht gelingen wird. Aber wenn wir auch diese jetzt unzeitgemäß scheinenden Erwägungen beiseite lassen: Können wir in unserer Lage jetzt nicht lernen von dem unverwüstlichen Glauben der Armenier an die Wiederaufrichtung ihres Volkes und Reiches? Das bedeutet Nichts für den Realpolitiker. Aber wem die Ideen das Wesentliche in der Welt sind, wird solchen Gedankengängen sich nicht verschließen.

Ich kann nicht glauben, daß Gott dies Volk so leiden ließe, wenn er nicht etwas Besonderes mit ihm vorhätte. Ich kann nicht glauben, daß dieser Lazarus vor unsere Türe gelegt worden wäre, wenn wir uns nicht um ihn bekümmern sollten. Die Sympathien der Armenier in der ganzen Welt haben sich Deutschland in der letzten Zeit, nicht zuletzt auch durch das Urteil im Teilirianprozeß, in erstaunlicher Weise wieder zugewendet, nachdem sie die deutsch-türkische Freundschaft uns fast entzogen hatte. Die Deutsch-Armenische Gesellschaft*) macht davon immer neue Erfahrungen. Je weniger Freunde wir jetzt in der Welt haben, umso fester sollten wir die Hände halten, die sich uns entgegenstrecken, auch wenn wir weder politische Hülfe noch materielle Unterstützung in irgendwie beträchtlichem Maße zu gewähren vermögen.

Schackstedt — Ewald Stier

*) Geschäftsstelle: Berlin W 62 Wichmannstraße 21. Die Gesellschaft (Mindestbeitrag 5 Mk.) gibt jetzt wieder Mitteilungen über die Lage in Armenien heraus.

Monatliche Chronik

Vom vorigen und vom neuen Papst

14. 2. 22

Vom Verfassungsneubau der deutschen evangelischen Landeskirchen hört die Oeffentlichkeit jetzt weniger, weil in mehreren wichtigen Kirchen die Verhandlungen darüber zur Zeit vertraulich in Ausschüssen und Unterausschüssen stattfinden. Baumgarten, der im vorigen Jahre hier regelmäßig die Monatschroniken schrieb, ist jetzt selbst durch Mitarbeit in solchem Verfassungsausschuß in Anspruch genommen. So versuche ich inzwischen das wichtigste kirchliche Ereignis der letzten Wochen zu würdigen, den Wechsel in der Leitung der römischen Kirche, der auch für den deutschen Protestantismus mannigfache Bedeutung gewinnen kann.

Und zwar soll es sich im Folgenden nicht um die Seite der Wirksamkeit Benedikts XV. handeln, die während seines Pontifikats und in den Nachrufen bei seinem Tode am stärksten beachtet wurde. Den größten Teil seiner Regierungszeit (und man darf wohl auch sagen: seiner Regierungssorgen) nahm der Krieg in Anspruch. Benedikt wollte ein Friedenspapst sein. Ist es ihm nicht gelungen, Frieden oder auch nur Waffenstillstand zu vermitteln, ist er an den Friedensverhandlungen in Paris und Versailles nicht beteiligt gewesen, seine Bemühungen um den Frieden wurden doch anerkannt und mehrten das Ansehen des Papsttums. Eben zu solch politischer Wirksamkeit hatte man ihn nach dem Hinscheiden des religiös und kirchlich eifrigen, aber politisch minder interessierten Pius X. gewählt. Ich habe in Nr. 17 des vorigen Jahrgangs der Christlichen Welt den politischen Ertrag dargestellt, den der Krieg dem Papsttum gebracht hat, besonders auch die Tatsache, daß die sogenannte römische Frage ihrer Lösung nicht nennenswert näher gerückt ist, die Frage, ob und wie dem Papste bessere Sicherungen seiner politischen Unabhängigkeit gegeben werden können, als sie ihm die Italiener nach Wegnahme des Kirchenstaats in dem Garantiegesetz von 1871 gewährten. Diesen politischen Dingen gehe ich jetzt nicht wieder nach. Auch nicht, soweit sie sich inzwischen weiter entwickelt haben, wie der Friede zwischen dem Vatikan und der französischen Republik, mit der Pius X. gebrochen hatte, weil sie Staat und Kirche trennte, um Kirche und Religion zu schädigen. Im Folgenden soll es sich vielmehr um die Frage handeln: Was bedeutete die Regierung Benedikts XV. kirchlich und religiös, für Organisation und Geist der römischen Kirche, für die katholische Frömmigkeit und Theologie, für den konfessionellen Frieden?

Allerdings ist, der Natur dieser Kirche entsprechend, politisches und religiöses Wirken des Papstes nicht völlig von einander zu trennen. Z. B. ist es ein altes Ziel der Päpste, die morgenländische Kirche oder doch möglichst große Teile davon mit der römischen zu unieren, d. h. zur Unterwerfung unter Rom und zur Annahme des abendländisch-katholischen Dogmas zu bringen, wobei man in Kultus und kirchlicher Sitte den Christen der östlichen Länder ihre Sonderart in weitem Umfange läßt. Benedikt hat diese Pläne eifrig weiter verfolgt, 1917 eine eigene Kardinalskongregation und eine Studienanstalt für orientalische Kirchenfragen errichtet. Aber natürlich mußte diese Tätigkeit sich den politischen Verhältnissen anpassen. Der Vierverband hatte verabredet, Konstantinopel solle den Russen zufallen; für diesen Fall hätte der Papst gern die Sophienkirche, die berühmte Hauptkirche dieser Stadt, dem römischen Katholizismus gewonnen.*) Als die Engländer Jerusalem eroberten, bemühte er sich zu verhüten, daß nun protestantische Denominationen stärkeren Einfluß im heiligen Lande gewönnen, als die von Alters her hier namentlich durch Frankreich geschützten katholischen Ordensniederlassungen. Der Friedensvertrag sah die Ausschließung der deutschen Missionare, der katholischen wie der protestantischen, aus den von unseren Feinden beherrschten Gebieten vor. Demgegenüber suchte auf päpstliche Weisung Mgr. Ceretti in Paris auf Schutz der katholischen Missionen hinzuwirken. Die Zugeständnisse, die unsere Feinde machten, bedeuteten Schutz der katholischen, nicht der deutschen Interessen. Deutsche katholische Missionare können durch außerdeutsche ersetzt werden, so wie die Arbeit deutscher evangelischer Missionsgesellschaften von außerdeutschen übernommen werden kann.

Aber das sind Einzelheiten. Fragen wir jetzt im oben angegebenen Sinne: Was bedeutete Benedikts Regierung für das innere Leben der römisch-katholischen Kirche? Das erste Gebot für die Antwort muß allerdings heißen: Bescheidung. Vieles überblicken wir schlechthin noch nicht. Wir kennen ja auch unsere wirkliche politische Lage heute noch erstaunlich wenig. Wer von uns in Deutschland hat ein sicheres Urteil darüber, welchen Umfang, welche Macht heute in England und Nordamerika die Kreise haben, die, sei es aus echter Versöhnlichkeit oder Gerechtigkeit, sei es weil nüchterne Erkenntnis der Bedingungen wirtschaftlichen Wiederaufstiegs bei ihnen stärker ist als Haß oder Rachestimmung, unser Los erleichtern wollen? Wir merken, daß drüben verschiedene Strömungen mit einander ringen; weder aber können wir sicher sagen, wie viel Boden die versöhnliche der unversöhnlichen seit Ende 1918 abgewonnen hat, noch vollends, in welchem Maße sie weiter Boden gewinnen wird. Oder wer von uns hätte ein zuverlässiges Urteil darüber, wie sehr unsere deutschen Arbeiter durch die Enttäuschungen, die sie seit der Revolution bei uns erlebten, entweder zu verbittertem Radikalismus oder aber zur Abkehr von allem Sozialismus, zum Abmarsch nach rechts hin veranlaßt werden? Religiöse Dinge sind noch innerlicher als politische, darum noch schwerer feststellbar. Und wenn der Umschwung politischer Stimmungen sich bei Wahlen kundgibt, so hat die katholische Kirche keinerlei Parlamente; sie wird auf allen Stufen autoritativ regiert. Bisweilen hat das Ergebnis etwa einer Bischofswahl symptomatische Bedeutung. Aber erhebliche Zurückhaltung legt der ganze Charakter dieser Kirche allen auf, die in ihr verschiedene Strömungen vertreten, und oft zeigte sich, wer zum Bischof oder Papst gewählt wurde, dann in seinem Amte anders, als man von ihm erwartet hatte.

Deshalb kann auf die eine große Frage, die das Regiment Pius' X seinem Nachfolger hinterlassen hatte, heute noch schlechthin keine Antwort gegeben werden. Jenes Papstes Hauptanliegen war der Kampf gegen den Modernismus. „Ist der Modernismus wirklich überwunden?" so hätten beim Hinscheiden Pius' X. viele gefragt, wenn nicht eben damals der Ausbruch des Krieges die Gedanken in ganz andere Richtung gezwungen hätte. Nun hat der Krieg Jahre gedauert und die Welt so verändert, so viel Leid und Not gebracht, daß Manche es heute fast vergessen haben daß es einmal einen Modernismus gab. Wie weit dahinten liegen für uns Ereignisse wie die Enzyklika Pascendi von 1907! Und doch: was 1914 fest stand, war nur, daß Pius den Modernismus stumm gemacht, nicht, daß er ihn wirklich überwunden hatte. Solche Strömungen haben zähe Lebenskraft; Geister, die verschwunden scheinen, kommen bisweilen mit starken Bundesgenossen wieder. In seiner ersten Enzyklika vom 1. November 1914 hatte Benedikt unter Anderem den Modernismus ebenso scharf verurteilt, wie Pius das zu tun pflegte. Gewiß war das nicht nur ein aus Pietät abgelegtes Bekenntnis zum Kurs des Vorgängers. Aber bald war wenig Anlaß mehr, vom Modernismus zu reden. Der Krieg und bei uns die ihm folgende Revolution haben auch in dem so viel intellektualistischeren Protestantismus die Beschäftigung mit wissenschaftlich-kritischen Fragen eingeschränkt, den Sinn für praktische Arbeit, für die sozialen Aufgaben des Christentums gestärkt. Vielleicht überwiegen in der Jugend, auch der theologischen, manches Landes die romantischen, mystischen, rückläufigen Strömungen heute gerade so wie vor hundert Jahren, als Europa nach den Wirren der napoleonischen Zeit endlich Frieden gefunden hatte. Aber so gewiß dogmatisch nicht gebundene historische und philosophische Forschung neben der katholischen Kirche einhergehen, so gewiß werden sie auch künftig auf geistig regere Katholiken einwirken. Und wie zu theologischem, so wird zu kulturellem und sozialem Modernismus in der Welt unserer Tage Anlaß genug sein. Rom wacht denn auch. Da das neue kirchliche Gesetzbuch den Eid gegen den Modernismus nicht erwähnt, den Pius X. allen Priestern auferlegte, entstand die Frage, ob er weiter zu schwören sei. Die zuständige Kurialbehörde, das hl. Offizium, entschied 1918, die Vorschriften gegen die Modernisten seien als zeitgeschichtlich bedingt nicht in das Gesetzbuch aufgenommen, aber da virus modernismi diffundi minime cessaverit (das Gift des Modernismus keineswegs aufgehört habe, sich aus-

*) Allgemeine Rundschau (München), 29. 3. 1919.

zubreiten), müßten sie ihre volle Geltung behalten.*) Der Papst hat diesen Spruch bestätigt.

Ebenso hat er zu einer gerade in den letzten Jahren sehr angewachsenen Strömung, die offenbar auch viele Katholiken anzieht, entschieden Stellung genommen: zu Spiritismus, Okkultismus, Theosophie, Anthroposophie. Er hat den Katholiken die Teilnahme an spiritistischen Sitzungen verboten und die Theosophie verworfen. Das entspricht durchaus den Prinzipien des römischen Katholizismus, von denen Benedikt nichts preiszugeben entschlossen war. Er hat sie nicht so oft und nicht so schroff im Gegensatz zu anderen geistigen Mächten ausgesprochen wie die beiden letzten Pius, weil er unter dem Lärm der Waffen mehr politisch und durch Werke der Liebe zu wirken suchte. Aber daß er auch gegen den Protestantismus scharf auftreten konnte, zeigte seine bei uns von der Zensur unterdrückte Rede vom 21. 11. 1915 an die römischen Mitglieder des „Werkes zur Erhaltung des Glaubens". Mochte sie sich zunächst gegen die Propaganda der Methodisten in Rom richten, mag der Vatikan nichtkatholischen Kultus in Rom stets als besonders kränkend empfunden haben, Luther und Calvin wurden doch genannt und diese feierliche Rede unterschied sich im Tone nicht von den heftigsten Aeußerungen anderer Päpste gegen den Protestantismus.

Verknüpft bleiben wird Benedikts Name vor allem mit einem Werke, das auf dem für die römische Kirche charakteristischsten Gebiet liegt. Andere Päpste haben neue Dogmen geschaffen oder doch zur Anerkennung gebracht, oder kultische Reformen durchgeführt. Aber der Kultus, der in der römischen Kirche so große Bedeutung hat, ist noch wichtiger für die morgenländische. Und, wenn auch nicht als Schöpfer von Dogmen im katholischen Sinn, so doch als Bringer neuer religiöser Gedanken haben auch bei uns Protestanten die Männer ihre Bedeutung gewonnen, die wir als die größten in der Geschichte unserer Kirche ehren. Das der römischen Kirche eigentümlichste Gebiet ist das des Kirchenrechts. Nirgends in der Christenheit spielt die Verfassung der Kirche eine so große Rolle wie hier. Benedikt hat eine längst geplante Reform, die sein Vorgänger kräftig in die Hand genommen hatte, überraschend schnell zu Ende geführt. 1918 ist der neue Codex Juris Canonici erschienen und damit das seit dem Mittelalter maßgebende Corpus Juris Canonici bei Seite geschoben. Welche Bedeutung diese Reform hat, das wird sich im Ganzen wiederum erst nach längerer Zeit recht einschätzen lassen. Was wir heute bereits deutlich sehen, sind Aenderungen der römischen Praxis an wichtigen einzelnen Punkten, so die Verschärfung des Mischehenrechts. Die Zugeständnisse, die der sonst oft schroffe Pius X. hier gerade für Deutschland gemacht hatte, sind aufgehoben; Schädigung des konfessionellen Friedens wird unvermeidlich sein. Aber von diesem neuen Gesetzbuch ist bereits 1918 in Nr. 9—12, 14, 15 der CW die Rede gewesen.

Hatte Pius X. die römische Kurie neu organisiert, so tragen Benedikts Maßregeln auf diesem Gebiet begreiflicher Weise mehr den Charakter der Nachlese. Die wichtigsten Veränderungen sind wohl folgende: eine der bekanntesten Kardinalskongregationen, die für den Index verbotener Bücher, wurde 1917 abgeschafft und ihre Geschäfte der Congregatio Sancti Officii übertragen, die man nach ihrer früheren Tätigkeit noch oft Inquisitionskongregation nennt. Da ihre Aufgabe ist, über der Rechtgläubigkeit zu wachen, war es sinngemäß, ihr auch die Aufsicht über die von katholischen Schriftstellern veröffentlichten religiösen und theologischen und die sonst vom katholischen Volke zu lesenden Bücher zu übertragen. Gleichzeitig wurde das Ablaßwesen der Pönitentiarie überwiesen. Schon 1915 war eine Kardinalskongregation für die Priesterseminare neu errichtet worden. Im übrigen ist der Charakter der Kurie und ihrer Behörden wesentlich unverändert geblieben, nur daß während des Krieges begreiflicher Weise die Deutschen und Deutsch-Oesterreicher hier mehr und mehr schwanden. So überwiegen auch im Kardinalskollegium nach wie vor die Italiener, und nach ihnen bei weitem die übrigen romanischen Völker; die Katholiken deutscher Zunge, die an Zahl den italienischen nur wenig nachstehen, sind hier schwach vertreten.

Geschichtlich mag das damit zusammenhängen, daß das Netz der Bistümer und Erzbistümer in den südlichen Ländern ungleich dichter ist als in den später zum Christentum bekehrten nördlichen Völkern. Köln und Breslau waren bisher die volkreichsten katholischen Bistümer, die es überhaupt gibt; Breslau verliert jetzt allerdings einen Teil seines Gebiets an Polen, wie schon kürzlich an die Tschechei.**) Die wichtigste Neuerung in der Organisation der katholischen Kirche Deutschlands war, daß im Freistaat Sachsen, der bisher als apostolisches Vikariat und apostolische Präfektur verwaltet wurde, ein Bistum mit dem alten Namen Meißen neu errichtet ist. Aber wichtiger noch ist Polen. Benedikt sandte 1918 den bisherigen Präfekten der vatikanischen Bibliothek, Ratti, als Visitator dorthin. Später Nuntius in Warschau, ist Ratti zugleich päpstlicher Delegat für Oberschlesien in der Abstimmungszeit gewesen. Daß die Verbandskommission in dieser Zeit dem Breslauer Bischof Kardinal Bertram die Einreise nach Oberschlesien verweigerte, der Einfluß des deutschen Bischofs also tatsächlich zu Gunsten Rattis ausgeschaltet war, wurde viel bemerkt. Bald danach wurde Ratti Erzbischof von Mailand und Kardinal; heute heißt er Pius XI.

Als im Herbst 1918 die Niederlage der Mittelmächte besiegelt war, erkannte Benedikt die auf dem Boden Oesterreich-Ungarns sich vollziehenden politischen Veränderungen schon am 8. 11. an, so rasch, daß sich auch das Stuttgarter katholische Deutsche Volksblatt*) darüber wunderte. War doch das nun gestürzte Haus Habsburg immer so anhänglich an den Papst gewesen! Aber Politiker sein hieß in Rom von jeher: Realpolitiker sein. Ueberdies hat Benedikt nie verleugnet, daß er ein sein Vaterland liebender Italiener war, wie denn die italienischen Klerikalen, ja weiteste Kreise der Priesterschaft des Landes am Kriege nicht minder eifrig teilnahmen als andere Parteien und Volksschichten. Hatte Pius IX. den bewußten Katholiken jede politische Betätigung im italienischen Königreich verboten, das ihm den Kirchenstaat geraubt hatte, so war schon unter Pius X. die Beteiligung der Klerikalen an den Wahlen allgemein und bedeutsam. Unter Benedikt hat die Macht der Klerikalen im italienischen Parlament nur noch zugenommen. Und wenn es an irgend einem Punkte erlaubt ist, die Haltung des jetzigen Papstes vorauszusagen, dann hier. Pius XI. hat schon, als er das erste Mal den päpstlichen Segen erteilte, dabei die Zurückhaltung fallen lassen, die seine Vorgänger seit 1870 übten; sie deuteten damit an, daß der Papst sich als unfrei fühle. Ob es bald zu einem förmlichen Frieden zwischen dem neuen Papst und dem italienischen Staat kommt, bleibt abzuwarten und ist minder wichtig; daß Pius XI. aber tatsächlich ein gutes Verhältnis zur weltlichen Regierung seines Vaterlandes suchen wird, kann man erwarten.

Man würde indessen Benedikt XV. wie seinen letzten Vorgängern unrecht tun, wollte man meinen, sie hätten über den italienischen Angelegenheiten die der übrigen Länder, wo Katholiken wohnen, vernachlässigt. Beides geht vielmehr Hand in Hand: das Interesse des Papstes auch an entlegenen, an Missionsgebieten und die fortschreitende Zentralisierung der römischen Kirche. Die 1870 proklamierten Dogmen, daß der Papst bei feierlichen Lehrentscheidungen unfehlbar sei und daß er unmittelbare bischöfliche Gewalt über alle Katholiken habe, erhalten ihre volle Bedeutung erst im Zusammenhang mit der modernen Verkehrsentwicklung. Früher konnte es in der katholischen Kirche oft heißen: Der Papst ist weit weg. Die Ausnutzung der neuzeitlichen Verkehrsmittel erfolgte bei den Päpsten bisher noch nicht so wie bei weltlichen Herrschern; sie haben seit 1870 Rom nicht verlassen. Aber wie die regelmäßigen Berichte aus allen Teilen der Kirche jetzt viel rascher eingehen als früher, so gelangen päpstliche Verfügungen, im Notfalle telegraphisch, sehr viel rascher als früher nach allen Ländern, wo Katholiken wohnen.

Wenn wir Protestanten in den letzten Jahren oft ermahnt worden sind, über der kirchlichen Rechtsordnung, über verwickelten Dogmen und über den Aeußerlichkeiten des Kultus nicht die tiefe und starke katholische Frömmigkeit zu vergessen, uns vielmehr in ihre Innigkeit und Vielseitigkeit einzufühlen, so ist solche Mahnung berechtigt. Auf diesem innersten und schließlich trotz allem wichtigsten Gebiet wird eines Papstes kurze Regierungszeit nicht leicht eine nachweisbare Bedeutung gewinnen. Was vor Augen liegt, ist lediglich, ob er einige spezifisch katholische, innerhalb des Katholizismus spezifisch romanische Frömmigkeitsübungen gefördert oder vielleicht auch manche wild wachsende Zweige des Baumes katholischer Devotion abgeschnitten hat. Pius X. tat beides. Benedikt hat nicht nur die Jungfrau von Orleans heilig gesprochen, womit er den französischen Nationalstolz erfreute, sondern ebenso die Alacoque, die Begründerin des Herz-Jesu-Kultus. Daß er auf Wunsch des streng katholischen letzten bayrischen Königspaares Maria zur Patronin Bayerns erklärte, liegt ganz in der Linie solcher modern-katholischen Proklamationen.

Ueberhaupt: ist Benedikt mit Fleiß und Erfolg politisch tätig gewesen, so würde man ihm doch unrecht tun, wenn man in ihm einen Politiker ohne religiösen Charakter sehen wollte. Wesentlich auf politische Bahnen wiesen ihn die Zeitlage und seine eigene frühere langjährige Tätigkeit in der kirchlichen Diplomatie; an dem Ernst und an dem spezifisch katholischen Gepräge seiner Frömmigkeit ist aber ebenso wenig zu zweifeln, wie diejenigen, die ihm persönlich begegnet sind, an seinem Umblick und seiner politischen Klugheit gezweifelt haben. Das Bild, das wir so von ihm gewinnen, ist freilich nicht das eines „liberalen Papstes", als den ihn oberflächliche Zeitungen so rasch hinstellten. Ob es dergleichen überhaupt geben kann? Wenn er den Namen wieder aufnahm, den zuletzt vor ihm (1740—58) Benedikt XIV. getragen hatte, einer der gelehrtesten und mildesten Päpste, so hat doch gerade Benedikt XV. die den Nichtkatholiken bekannteste Milderung römischer Grundsätze, die auf jenen seinen Vorgänger zurückgeht, die im Mischehenrecht, wieder rückgängig gemacht. Aber wir sollen die Päpste und ihre Politik sehen lernen, wie

*) Acta Apostolicae Sedis Bd. 10 S. 136, Archiv für katholisches Kirchenrecht Bd. 98 S. 414.

**) Folgt hier wirklich die Abgrenzung der Bistümer den neuen staatlichen Grenzen? Daß man es in Warschau fordert, ist uns wohl bekannt. Vgl. z. B. Frankf. Ztg. Nr. 128. D H

*) 23. November 1918.

sie sind, nicht so, wie wir sie uns wünschen. In römisch-katholisches Wesen sich hineinzuversetzen bleibt für den Nichtkatholiken eine immer neue, nicht leichte aber wichtige Aufgabe.

Kiel Hermann Mulert

Verschiedenes

Osteuropa und wir. Das Problem Rußland erörtert von Dr. Eberhard Sauer, Dr. Eugen Rosenstock, Prof. Dr. Hans Ehrenberg. Schlüchtern, Neuwerk-Verlag 1921. 99 S. 10 Mk.

Rosenstock fordert Arbeitersiedlungen in Sibirien, damit Deutschland nicht zwischen seinen europäischen Nachbarn ersticke; Ehrenberg sieht in Tolstoi und Dostojewski die Heilande, denen gegenüber Katholizismus und Protestantismus einen Abfall vom echten Christentum darstellen. Die Kirchen des Ostens sind Stammbaum der Christenheit geblieben, wir brauchen eine innere Union mit ihnen. Es sind in beiden Aufsätzen kühne und fortreißende Gedanken, nur schade, daß die Begründung und nähere Ausführung so gut wie völlig fehlt. Es wird ein Idealbild von Rußland gezeichnet, das doch mit den wirklichen Verhältnissen in starkem Widerspruch steht. Dafür ist gerade der erste Aufsatz von Sauer ein Beweis. Sauer hat während des Krieges in Sibirien gelebt und dort gute Beobachtungen gemacht: man kann aus seinen Aufzeichnungen viel für die den Bolschewismus bewegenden Kräfte, seine geniale Art der Organisation und Propaganda, aber auch für die Erkenntnis seiner zerstörenden Gewalt lernen. Es wird dort gearbeitet und um große Güter der Menschheit gerungen. Dieser erste Aufsatz ist mir der wertvollste des Buches gewesen. Ewald Stier

Die Sehnsucht des Ostens. Jak. Kroeker. Wiegands Neuzeitbücher „Wach auf" Band 7. 2. Auflage. Bad Homburg, Wiegand und Co. 1920. 68 S. 4,80 Mk.

Lebendige Schilderung der russischen Stundistenbewegung mit zahlreichen Zeugnissen aus dem Leben. E St

Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges. Von Jacob Künzler. Potsdam, Tempel-Verlag 1921. 140 S. 15 Mk.

Das Buch hat dokumentarischen Wert. Der Verfasser ist der einzige Neutrale, der die furchtbaren Ereignisse in Mesopotamien von Anfang bis zu Ende miterlebt hat. Zwanzig Jahre hat er unter den Armeniern ärztliche Tätigkeit ausgeübt und ihre Licht- und Schattenseiten voll kennen gelernt. Das Buch ist eine schlichte Aneinanderreihung einer Anzahl Einzelbilder mehr oder weniger anekdotenhaften Charakters, ohne viel Reflexion und ohne Tendenz, mit voller Offenheit auch gegenüber Verfehlungen der Armenier. Gerade darum wirkt das Buch aber so erschütternd, wenn es die entsetzlichen Bilder von der Abschlachtung der armenischen Frauen und Kinder zeichnet. Wir erfahren hier auch von dem Abtransport der Kurden, von dem bis dahin nichts bekannt war: ein neuer Beweis dafür, daß die grauenhaften Vorgänge in der Türkei während des Krieges ihre Ursache in dem wahnsinnigen Panturkismus der Jungtürken hatten und die seitens der türkischen Preßorganisation in Deutschland unternommenen Rechtfertigungsversuche dieser größten Schandtat ihrer Regierung erfolglos bleiben müssen. Das Buch Künzlers ist die beste Illustration der Lepsiusschen Dokumentensammlung „Deutschland und Armenien"; wer über die armenischen Deportationen urteilen will, muß beide Bücher gelesen haben. Ewald Stier

Kleine Mitteilungen. Vom 5. bis 12. März findet in Berlin ein Anthroposophischer Hochschulkursus statt. Er wird Sonntag den 5. früh 9½ in der Singakademie durch Rittelmeyer eröffnet. Naturwissenschaft und Medizin, Erziehungs-, Sozial-, Sprachwissenschaft, Philosophie und Theologie haben ihre Tage. Der Tag der Theologen ist Freitag der 10. Leiter: Rittelmeyer. Vorträge: 9—10 Steiner „Anthroposophie und Theologie", 10¼—11¼ Lic. Bock „Der Untergang des Offenbarungsglaubens in Psychologismus", 11½—12½ Rittelmeyer „Der Untergang des Gottesglaubens in Irrationalismus", 1—2 Aussprache, 2—3 Geyer „Der Untergang des Christusglaubens in Historismus". Am Sonnabend Abend 8 Uhr redet Steiner in der Universität, Hörsaal 122, über „Anthroposophie und Christentum". Diese Veranstaltung am Freitag ist nun eine unzweideutige Herausforderung Steiners und seiner Anhänger an die heutigen Theologen. Ich sage das ohne jeden Vorwurf. Denn theologische Wissenschaft ist so wenig sakrosankt wie irgend eine andre. Und wie gern wir sie (und uns mit) der Kritik unterwerfen, wissen unsre Leser. Es weiß es vor allem auch Rittelmeyer; ich brauche nur an seinen Vortrag auf der Versammlung der Freunde in Nürnberg am 28. 9. 10 zu erinnern, der in CW 1910 Nr. 44 abgedruckt ist (vgl. auch 1911 Nr. 35). So ist auch der Waffengang der Steinergruppe willkommen. Nur wird eben der Handschuh aufgehoben werden müssen. Bisher haben wir unserseits uns am Für und Wider genügen lassen (vgl. 1921 Nr. 25, 26, 27, 29, 33, 40, auch 49 Sp. 885 f.). Die Männer haben recht, es gibt da auf die Dauer keine Neutralität, und sie wollen uns eine Schlacht liefern, die sie entweder gewinnen oder verlieren. Ich meinerseits kann nur wünschen, daß diese Tagung wirklich ein entscheidendes Ergebnis zeitigt. Und wäre es eben nur dies: ob wir Steiner alle ernstlich studieren müssen oder nicht (vgl. Christentum und Gegenwart Nr. 2 d. J. S. 21). Wir sind daran mehr interessiert als andre Gruppen innerhalb der heutigen Theologie, weil Geyer und Rittelmeyer zu unsern anerkannten und geschätztesten Freunden gehören. — Geschäftsstelle W 35 Potdamer Nr. 39. Dauerkarten 100, Tageskarten 20, Abendkarte für den 10. März 5 Mk.

Unsre Chronik brachte in Nr. 5 den Protest der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung in Rostock gegen die Art, wie der dortige Allgemeine Studentenausschuß den 18. Januar zu feiern beschlossen hatte. Nunmehr veröffentlicht die Mecklenburgische Volkszeitung Nr. 42 folgendes Dokument:

Ehrenrat der Rostocker Studentenschaft

Urteil

Das Ehrenstrafgericht steht auf dem Standpunkt, daß die Herren O. Burchard, W. Patze, W. Tietz sowie die Herren W. Pagels, theol., Eimo Otten, theol., Bruno Gebhardt, med., Detlef Hamann, theol., H. Stöhr, rer. pol., W. Kurtz, theol., P. Baade, theol., G. Bahr, theol., G. Seifert, theol., H. Richert, theol., G. Holtz, theol., Franz Berger, theol., G. Althaus, theol., R. Wagner, theol., sämtlich Mitglieder der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung gegen § 39 der Ehrenordnung verstoßen haben, indem sie durch nicht legale Mittel auf Maßnahmen der Vertretung der Rostocker Studentenschaft einzuwirken versuchten. Ihre unstudentische Handlung hat in ihren Wirkungen das Ansehen der Betreffenden und damit der Rostocker Studentenschaft in weiteren Kreisen geschädigt. Das Ehrenstrafgericht erkennt auf Ausschluß aus der Studentenschaft vom Tage der Urteilsverkündigung bis Ablauf des 7. Juli 1922. Die Ausschließung umfaßt den Verlust der Rechte, die sich aus der Zugehörigkeit zur Rostocker Studentenschaft ergeben, mit Ausnahme der Wohlfahrtseinrichtungen. Das Verkehrsverbot erstreckt sich auf die Teilnahme an Veranstaltungen der Vertretung der Rostocker Studentenschaft (conf. § 49,2 ff.). Ferner ist der Strafbeschluß bis zum Ablauf des 7. Juli 1922 am schwarzen Brett auszuhängen. Strafmildernd erschien dem Ehrenstrafgericht, daß die Handlung aus idealistischen Beweggründen entsprang.

Das Ehrenstrafgericht der Rostocker Studentenschaft
J. A.: Georg Tessin, cand. hist., Obmann

Näheres über die Vorgänge findet man in der Februarnummer des Blattes „Mutiges Christentum" (Pastor Zauleck, Wetter an der Ruhr). Wir haben vorstehendem Dokument nur das Eine hinzuzufügen: die Namen der Gestraften wurden von uns mit abgedruckt, um ihren Trägern die Ehre zu erweisen, die sie verdienen. Es ist für Studenten nicht leicht, in solcher Situation wider den Strom zu schwimmen. Sie haben sich frei zu ihrer wohlbegründeten Ueberzeugung bekannt, und man sollte meinen, der Asta und die hinter ihm stehen, hätten mindestens vor dem Ernst ihres Standpunkts Ehrfurcht beweisen müssen. Die „nicht legalen Mittel", um das noch zu sagen, sind, soviel wir sehen, einzig die Veröffentlichung der von uns in Nr. 5 wiedergegebenen Erklärung in der — sozialdemokratischen!! — Mecklenburgischen Volkszeitung. Der Rostocker Anzeiger hatte die Aufnahme verweigert.

Am 14. März erlischt das Schweigegebot für die Ausschußverhandlungen der preußischen Kirchenversammlung. Der Herausgeber der Kirchlichen Rundschau für Rheinland und Westfalen erhebt ernste Beschwerden gegen sein Bestehen. Jedenfalls darf man auf den Effekt gespannt sein, wenn die Schleußen geöffnet sein werden.

Zum Fall Leimbach. Wie wir hören, sind die Akten im Druck. Sobald sie vorliegen, werden wir näher darauf eingehen. Vgl. inzwischen Nr. 7 Sp. 115. Am liebsten würden wir unsern Lesern das Corpus delicti vorlegen: den Artikel „Kritische Bemerkungen zur Nürnberger theologischen Aussprache vom 13. Februar 1921" aus dem „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern" 1921 Nr. 17—21. Aber es sind 13 Spalten! Vielleicht soll man es dennoch tun.

Durch Nr. 7 Sp. 133 d. v. J. wurde Interessenten der billigere Bezug der Harvard Theological Review vermittelt. Die Leser, die sie auch in diesem Jahre zu beziehen wünschen, werden gebeten den Jahrespreis von 13 Mk. an den Verlag der CW (Postscheckkonto 9807 Frankfurt a. M.) einzusenden, der gern wieder die Bestellung übernimmt.

Konfirmationsgeschenke! Dies Kapitel wird immer schwieriger. Empfohlen sei heute das Dresdner Schmucktestament mit Psalmen, Zeichnungen von Rudolf Schäfer. Sächsische Hauptbibelgesellschaft, Dresden, Lüttichaustr. 1. Preise von 24 bis 81 Mk. Man lasse sich den Prospekt schicken. R

Zur Beachtung

In Nr. 52 des vorigen Jahres teilten wir mit, daß der Preisaufschlag, zu dem wir uns für dieses neue Quartal entschließen mußten, bereits die voraussichtlichen Herstellungskosten des Blattes nicht mehr deckte. Nach Auskünften unsrer Druckerei bewahrheitet sich diese Befürchtung. Wir sind infolgedessen genötigt, den Bezugspreis für das nächste 2. Quartal, das noch in unserem Verlage erscheinen wird, auf 25 Mark zu erhöhen. — Die Treue unsrer Leser hat sich bei der letzten Preiserhöhung glänzend bewährt. Wir vertrauen und bitten, daß wir dieselbe beglückende Erfahrung auch bei dem nächsten Quartalswechsel machen werden. Verlag der Christlichen Welt

---

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Gedenkt der spanischen Glaubensgenossen!

Theodor Fliedner, Pastor in Madrid, Bravo Murillo 63, Postscheckkonto 15602 Leipzig.

23jähriges Mädchen mit abgeschlossener wissenschaftlicher Bildung, gesund und praktisch, sucht Stellung zur Unterstützung der Hausfrau bei jeder Arbeit gegen Familienanschluß und Taschengeld. Evtl. auch Unterricht und Beaufsichtigung von Schularbeiten. Bevorzugt Nord- und Mittelbaden, Hessen oder Pfalz.
Anfragen an **Rade, Marburg.**

Staatlich geprüfte Lehrerin (21 Jahre) sucht Stellung als Hauslehrerin, in gesunder Gegend. Angebote mit Gehaltsangabe an **Gertrud Witzmann, Darmstadt,** Hoffmannstr. 30.

Suche evangelische arbeitsfreudige, gebildete Stütze in Vertrauensstellung für mein Haus. Familienanschluß. Mädchen und Hülfe zum Waschen vorhanden. Alleinstehenden damit gern Heim geboten.
Frau Bergassessor **Stens, Mülheim**/Ruhr, Schulstr. 10

Ein junges gebildetes Mädchen, in Küche und Haushalt erfahren, wird bei vollem Familienanschluß und Gehalt als Haustochter gesucht zum 1. oder 15. 4. oder später.
Meldungen erbittet Frau Geheimrat **Neubauer, Frankfurt a. M.,** Hansa Allee 27.

Suche zum 1. 4. oder 1. 5. besseres jüngeres Mädchen oder einfache Stütze für alle vorkommenden Arbeiten des Haushalts. Große Wäsche außer dem Hause, Aufwartefrau vorhanden. Zeugnisse und Gehaltsansprüche an
Frau **Marie Hüsmert, Erfurt,** Gartenstraße 75 I.

Suche junge gebildete Haustochter, aus Pfarrers- oder Lehrerkreisen, der bei vollem Familienanschluß Gelegenheit geboten wird, sich in Kinderpflege, Kindererziehung und Haushalt auszubilden, musikalisch bevorzugt. Hausmädchen und Putzfrau vorhanden. Gehalt nach Leistungen!
Direktor **Ruckenbrod, Leipzig,** Kreuzstraße 1 b.

Gesucht ein gebildetes junges Mädchen, das gern im Hausstand hilft und sich vor keiner Arbeit scheut. Gehalt nach Uebereinkunft.
Frau Justizrat **Dahm, Eidelstedt** b. Hamburg.

Suche zum 15. März eine in der Kinderpflege durchaus erfahrene Kindergärtnerin, die auch Kenntnisse im Nähen und Schneidern besitzt. Angebote mit Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen. **Frau Prof. Läwen, Marburg,** Roserstr. 14.

Für meinen 11jährigen Jungen (Ostern Quinta) suche geeignete Privatschule, vielleicht auch Pfarrer oder Stud.-Rat, wo er mit einigen Knaben zusammen unterrichtet würde. Angebote mit Preisangabe unter **B. S. 100** an den Verlag dieses Blattes.

Hess. Diakonieverein gewährt gebildeten evang. Mädchen von 18—33 J. Ausbildung in Kranken- und Gemeindepflege (Staatsexamen) auch als Küchenschwester in Hanau, Nordhausen, Hamburg, Darmstadt. Lernschwesternbezahlung. Auch gesicherte Lebensstellung. Näheres durch **Konsistorialrat Noack, Darmstadt,** Wittmannstr. 22.

Konfirmationsscheine

deren Ausführung auch einen künstlerisch gebildeten Geschmack befriedigt, sind neu erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Man verlange Angebot.

Wilh. Gerstung, Offenbach a. Main
Druckerei und Verlagsanstalt
Verlag der Rudolfinischen Drucke.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Konfirmationsgeschenke!

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war
Kartoniert 8 Mark

Dasselbe mit Scherenschnitten von

Tilla Ebhardt

Geschenkband in schöner Ausstattung 27.— Mark

Man verlange **Günther-Ebhardt** im Unterschied zu dem kleinen Büchlein, das nach wie vor zu haben ist. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt Marburg a. d. Lahn

Erschienen: 1. Was will die **Hochkirchliche Vereinigung"?** — Erläuterung der hochkirchlichen Grundsätze. 5 Mk. (ohne Porto); — 2. **Februar-Nr. der „Hochkirche"** mit Themen: Sind wir katholisch? — Unsere Aufgabe. — Materialien zur Ordinationsfrage u. a. — 3 Mk. (ohne Porto) zu beziehen durch: **K. J. Müller, Evang. Buch- und Kunsthandlung, (Inhaber: Karl Krock) Berlin W 8, Mohrenstr. 29** und durch **Hauptgeschäftsstelle der Hochkirchlichen Vereinigung in Heckelberg (Oberbarnim).**

Religiöse Fragenentwicklung

Alte Religion in neuer Form. Selbstverlag **Theodor Sprenger, Jurist, Herne i. W.,** Friedrichstr. 2. Preis 5 Mark auf Postscheck Essen Nr. 15016. Bei Bezug von 10 Ex. 45 Mk., von 20 Ex. 80 Mk., 100 Ex. 300 Mk. Das Buch ist eine zeitgemäße deutschchristliche **Bekenntnisschrift für Jedermann.**

Junge Lehrerin sucht Stelle als Hauslehrerin oder Erzieherin, am liebsten auf dem Lande. Gefl. Angebote unter **N A** an den Verlag.

Achtung!

100 Bog. Konzeptpapier	25,—
100 Dienstumschläge	8,50
100 Bog. Reppost	7,50
100 Umschläge dazu	7,50
100 Bog Leinenpost 100 Umschläge mit lila Seidenfutter	35,—

Auf Wunsch Preisliste.
J. Lissner, Papierwarenversandhaus, **Breslau,** Nicolaistr. 48.

Soeben erschienen:
Abschiedspredigt
des
Herrn Pfr. Leimbach
Preis 3.50 Mk.
Zu beziehen durch die Verlagsdruckerei **Fr. Kron, Oettingen i. B.**
(Der hohen Nachnahmespesen wegen wolle man sich der Vorauszahlung auf das Postscheckkonto Nürnberg 8101 bedienen)

Hausschuhe!!
Aus Militärtuch, Ledersohle, steifer Kappe und warmem Futter liefere in Gr. 41 bis 46 Mk 33 —, Gr. 36—40 Mk. 30.—, Gr. 30—35 Mk. 26.—, Gr. 24—29 Mk. 24.—. **Schnallenstiefel** Mk. 12.— pro Paar mehr. Von 4 Paar ab erfolgt freie Zusendung gegen Nachnahme.
Hermann Griesinger
Lauffen (Neckar) 12 B

Emser Wasser
gegen Katarrh, Husten usw.

KONFIRMATION
Geschmackvolle Konfirmationsscheine erhalten Sie bei
BUCHDRUCKEREI H. BAUER, MARBURG

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.